

Befehlen können und wieder auf stolze Art gehorchen, in Reih und Glied stehen, aber fähig jederzeit, auch zu führen, die Gefahr dem Behagen vorzuziehen, das Erlaubte und Unerlaubte nicht in einer Krämerwaage wiegen, dem Schlauen, Parasitischen mehr feind sein als dem Bösen. — Was lernt man in einer harten Schule? Gehorchen und Befehlen

FRIEDRICH NIETZSCHE

HF

Im VISIER

AFFENTHEATER *Mit welchen lächerlichen Mätzchen man in England die Kriegsbegeisterung und vor allem den Haß gegen den deutschen Soldaten großziehen will, geht aus einem Londoner Bericht der schwedischen Zeitung „Goeteborgs Posten" hervor. Hiernach hat sich jetzt die britische Regierung auf Grund heftiger Kritiken aus dem Publikum gezwungen gesehen, ihre systematische Haßpropaganda in gewissen „militärischen Bildungsanstalten" abzublasen. Bei der Gelegenheit kamen dann Dinge heraus, die wir, wenn wir es nicht schwarz auf weiß belegt hätten, in das Reich der Phantasie verweisen würden. In den besagten „Bildungsanstalten" hat man beispielsweise in den Exerzierhallen Lautsprecher aufgestellt, die während der Übungen Sätze wie „Denkt an Hongkong!" oder „Gebt den Deutschen jetzt eins aufs Maul!" ableierten, um den Kampfeseifer der Rekruten anzustacheln. Den Gipfel der Albernheit aber erklomm dieses System bei Bajonettübungen. Jedesmal, wenn nämlich ein Rekrut sein Bajonett in einen „Dummy", eine Strohpuppe, die den Feind darstellen soll, hineingestochen hatte, wurde er, um die Illusion einer Schlacht zu erzeugen und das Ganze realistischer zu gestalten, mit ... Tierblut bespritzt. Sogar die „Times", die zunächst versuchte, diese phantastischen Systeme zu verteidigen, gab schließlich zu, daß ein Raufbold, der sofort rot sieht, selten ein guter Soldat sei, und so mußte das Kriegsministerium den Rückzug antreten und seine Grammophonplatten wieder einpacken.*



SOLDATENBRIEFE *Der „Daily Herald" versucht sich hin und wieder in Worten der Kritik an den Zuständen des britischen Weltreiches. Unlängst machte er folgende bemerkenswerte Feststellungen: „Der Sold des britischen Soldaten ist so gering, daß es sich die außerhalb Englands stationierten Truppen nicht leisten können, regelmäßig an ihre Familien zu schreiben; denn ein Überseebrief kostet 3½ Pence, eine Ausgabe, die sich jeder Überseesoldat reiflich überlegen muß. Auch für die Angehörigen in der Heimat wird unzureichend gesorgt. Die Kinderzulage ist so niedrig, daß die meisten Kinder nur ein Paar Schuhe besitzen und im Fall einer Reparatur der Schule fernbleiben. Weiterhin haben sie meistens nur eine Garnitur Kleidung und Wäsche. Bei Wäsche müssen sie gleichfalls die Schule versäumen. Derartige Verhältnisse sind uns in Tausenden von Zuschriften geschildert worden." Es erübrigt sich, noch etwas hinzuzufügen.*



Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse

AUS DER ABWEHR ZUM ANGRIFF!

NACH DEM SIEG VON CHARKOW / VON HAUPTMANN WERNER STEPHAN

Auf drei Abschnitten der weiten Achsenfront, die vom Eismeer bis in die afrikanische Wüste reicht, ist im Mai das deutsche Heer zum Angriff angetreten. Zunächst am 8. Mai auf der Krim, dann zehn Tage später im Donezgebiet, am Schluß dieses Monats auch in Afrika. Dem Siege von Kertsch folgte die Zerschmetterung der bolschewistischen Armeen bei Charkow. Daß innerhalb von 14 Tagen zwei so gewaltige Schläge geführt werden konnten, hat in der ganzen Welt den größten Eindruck gemacht. Auch diejenigen ausländischen Beobachter, die am Ende des Winters geneigt waren, den Sowjets unter Umständen doch eine gewisse Chance zuzubilligen, ja selbst die, die auch nach dem Fall von Kertsch noch mit ihrem Urteil zurückhielten, sind jetzt davon überzeugt, daß die deutsche Wehrmacht auch im Jahre 1942 an Schlagkraft der bolschewistischen weit überlegen ist.

Was jedoch dem Ringen um Charkow das besondere Gepräge gibt, was sein Ergebnis aus der beträchtlichen Zahl der Kesselschlachten, in denen wir seit dem 22. Juni 1941 Sieger blieben, heraushebt, das ist die Tatsache, daß hier durch geniale deutsche Strategie ein Großangriff der Bolschewisten in eine katastrophale Niederlage verwandelt wurde. Von Bialystok bis Brjansk waren die Vernichtungsschläge, die die Sowjets trafen, im Verlaufe von sorgfältig vorbereiteten deutschen Offensivstößen erfolgt. Die deutsche Führung hatte ihre Zangenbewegung planmäßig vorbereitet, die Tapferkeit unserer Soldaten gewährleistete die genaue Durchführung der Operationen. So wurden vom Bug bis an die Oka, vom San bis an den Donez immer aufs neue Kessel gebildet, zerteilt und ausgehoben, während sich die Kriegskunst der Bolschewisten in frontalen Massenangriffen erschöpfte. Niemals wurde auf der feindlichen Seite so etwas wie eine strategische Idee sichtbar. Der Gegner beschränkte sich darauf, seine Millionenarmeen und die ungeheuerliche Menge des ihm zur Verfügung stehenden Materials in gewaltigen Haufen ins Gefecht zu werfen in der Hoffnung, daß die deutsche Offensivkraft schließlich doch einmal erlahmen müsse.

Bei Charkow dagegen raffte sich die Führung der Sowjets zu einer Art von größerem operativem Plan auf. Unter Ausnutzung von zwei Einbuchtungen in der Frontlinie, die im Norden und Süden dieser weitaus bedeutendsten Stadt des Donezgebietes während der Winterkämpfe entstanden waren, wollte Timoschenko, der Oberbefehlshaber der südlichen Heeresgruppe, nach Westen vorstoßen. Als Zielpunkte bezeichnete die Presse der Engländer und der Nordamerikaner die Großstädte Poltawa und Dnjepropetrowsk. Gleichzeitig aber verkündeten die militärischen Kommentatoren der Feinde, daß die Unterbrechung der großen Bahnlinien, die die Häfen des Asowschen Meeres und das ukrainische Industrierevier mit der Westukraine verbinden, angestrebt werde. Sobald das Dnjepr-Knie von Timoschenkos Armeen erreicht sei, werde der Zusammenbruch der gesamten deutschen Stellungen im Raum nördlich des Schwarzen Meeres erfolgen. Charkow selbst sollte ganz nebenbei wie eine reife Frucht den Bolschewisten in den Schoß fallen. Seine Einnahme fand man in Moskau so selbstverständlich, daß bereits am dritten Tage der Offensive die bevorstehende Eroberung der Stadt durch die Sowjets fast wie eine Bagatelle in den Nachrichtendiensten aller feindlichen und neutralen Staaten registriert wurde. Hatte doch Timoschenko am 12. Mai bombastisch verkündet, „daß mit diesem Stoß gegen den hartnäckigen Feind eine neue Phase des Krieges begänne, die Phase der Befreiung der Sowjetunion".

Der Stoß in Timoschenkos Flanken

Schnelle Verbände durchschneiden die Versorgungslinien der Sowjets und bereiten in ungestümem Vordringen die Einkesselung vor. Schließlich im Rücken des Feindes stehend, haben diese oft nicht allzustarken Kräfte nach mehreren Fronten zu kämpfen, den eingeschlossenen Gegner immer mehr zusammenzudrängen, Ausbruchsversuche zu verhindern und die Entsatzversuche des außerhalb des Ringes verbliebenen Gegners abzuwehren

Zeichnungen: Lt. Hensellek

So griffen die bolschewistischen Truppen wie immer in dichten Scharen an. Triumphierend stellte Moskau ihre Anfangserfolge fest. Tatsächlich drangen sie nach Westen vor. Im Eifer des Gefechts freilich merkte Timoschenko nicht, daß keine Zange sich bildete, sondern nur ein Schlauch, und daß man lediglich in der Ost-West-Richtung relativ gute Fortschritte machte. Vor der Stadt Charkow selbst aber hielten die deutschen Truppen. Auch nicht der Ansatz eines Kessels wollte sich auf deutscher Seite zeigen. Trotzdem verfolgte die Führung der Bolschewisten — stur wie bei der Schlacht von Kiew im vorigen Herbst — weiter die Tendenz, alle vorhandenen Truppen in westlicher Richtung angreifen zu lassen. Sie sah nicht die ungeheure Gefahr, in die ihre Armeen damit südlich Charkow geraten mußten.

Diese Situation frühzeitig erkannt, sodann durch die eigenen Maßnahmen begünstigt und gefördert zu haben, ist das Verdienst der genialen deutschen Führung. Als sie neun Tage nach Beginn des bolschewistischen Vorstoßes am östlichen Ansatzpunkt des von den Sowjets vorgetriebenen Schlauches den Gegenangriff in nördlicher Richtung befahl, hatte sich der Feind weit von seiner Aufmarschbasis entfernt. So kam es, daß sich die Masse der Bolschewisten, die nach West vorgedrungen war, bereits am vierten Tage der deutschen Offensive in einem Kessel befand, in den sie sich selbst hineinmanövriert hatte. Niemals noch im Verlaufe des an mannigfaltigen Situationen so reichen Ostfeldzuges ist eine Wendung mit solcher Schnelligkeit und Wucht eingetreten wie hier im Raume um Charkow. Noch hallte die Welt wider von den Siegesgesängen, die die feindlichen Rundfunksender erschallen ließen, als die nüchternen deutschen Feststellungen über die Einschließung von drei sowjetischen Armeen den Umschwung der Lage bekanntgaben. Umsonst hatte Moskau die neuen Panzerwagen — und diesmal auch die aus englischen und amerikanischen Fabriken, die so mühsam unter Aufopferung gewaltigen Schiffsraumes durch das Eismeer nach Murmansk gebracht worden waren — in noch nicht dagewesener Massierung in die Schlacht geworfen. Schon in der Abwehrschlacht der ersten Tage vernichteten die deutschen Divisionen mehr als 500 feindliche Tanks. Und was in dieser ersten Phase des Kampfes um Charkow noch der Katastrophe entging, das fiel jetzt bei der Ausräumung des Kessels den siegreichen deutschen Truppen in die Hände.

Die geniale Entschlußkraft des Führers hat aus einer bolschewistischen Offensive mit weitgesteckten Zielen eine vernichtende Niederlage des Feindes gemacht. Der erste Versuch strategischen Planens auf der feindlichen Seite hat nur bewiesen, daß auch Timoschenko, der anscheinend beste unter den Sowjet-Generälen, dem daher auch bisher stets die bedeutendsten Kampfabschnitte übertragen wurden, der Feldherrnkunst Adolf Hitlers nicht gewachsen ist. Der britische Rundfunksender Daventry hat die Schlacht um Charkow gleich nach Beginn des bolschewistischen Vorstoßes als eine der größten Vernichtungsschlachten aller Zeiten bezeichnet. Das ist sie durch das rasche Zupacken der deutschen Führung und die heldenmütige Tapferkeit der deutschen Soldaten für die Sowjet-Armeen in der Tat geworden. Klagend ruft heute die große Chicagoer Zeitung „Sun": „Die meisten von uns haben den Horizont eines Wurms, es war höchste Zeit, daß jemand den Optimismus bei uns und in England gedämpft hat." Nach Kertsch und Charkow ist wieder einmal das Ende der plutokratischen Illusionen gekommen.

Um so fiebriger diskutiert man in London die „zweite Front" in Westeuropa, ohne zu wissen, woher man inmitten der Torpedos deutscher U-Boote den Schiffsraum nehmen soll, um angelsächsische Truppen nicht nur zu landen, sondern auch mit Kriegsmaterial und Nachschub zu versorgen. Laut ertönen daher Racheschwüre, denen man durch Bombengeschwader Geltung verschaffen möchte. Aber die Vernichtung, die über britische Städte wie Bath, Exeter und Canterbury nach den ruchlosen Angriffen auf die Zivilbevölkerung von Lübeck, Rostock und Köln hereinbrach, ist eine deutliche Warnung, und die schweren Verluste, die die englische Luftwaffe in diesem Frühjahr bei ihren Einflügen ins Reich erlitt, haben bewiesen, daß die deutsche Abwehr noch stärker und erfolgreicher geworden ist. Mit der zweiten Front können London und Washington die deutschen Soldaten nicht aus der Ruhe bringen. Sie stehen zur Abwehr im Westen bereit, während gleichzeitig im Osten die ersten großen, schicksalhaften Siege dieses Jahres errungen wurden.

(Abgeschlossen am 2. Juni 1942.)

Titelbild von Kriegsberichter Erich Bauer



Aus der Verteidigung zum Angriff! *Mit einem seit langem vorbereiteten starken Einsatz von Menschen und Material begann der Sowjetmarschall Timoschenko am 12. Mai im Raum von Charkow eine große Offensive. Bei einer Tageshitze von 30 Grad befanden sich deutsche und rumänische Truppen zunächst in einer Abwehrstellung, aus der heraus die deutsche Führung am 17. Mai zum Gegenangriff ansetzte. In vorbildlicher Zusammenarbeit mit Panzereinheiten, Artillerie, Pionieren, der Nachrichtentruppe und der Luftwaffe ging die Infanterie aus ihren Winterstellungen, die in den letzten fünf Tagen nach den ständigen Abwehrkämpfen der vergangenen Monate gegen besonders harte sowjetische Anstürme gehalten werden mußten, zum Angriff über und entriß in unaufhaltsamem Schwung den Bolschewisten Stützpunkt um Stützpunkt, während sich im Rücken der Timoschenko-Armeen die durch Schnelle Truppen im Norden und Süden der feindlichen Angriffspunkte angesetzten Zangen schlossen. Damit hatte eine Vernichtungsschlacht begonnen, die sich denen des Vorjahrs würdig anschließt*

VOM GENERAL BIS ZUM SCHÜTZEN

ERLEBNISSE AUS DER WALDSCHLACHT AM POLARKREIS

Von Unteroffizier HANS H. HENNE

Keiner von denen, die die größte Waldschlacht Kareliens über dem Polarkreis bei Salla erlebten, wird ihn vergessen, als er durchnäßt und verdreckt wie alle jene Infanteristen, die da in den Sümpfen und Dickichten längs der Straße kämpften, plötzlich unter den Stürmenden auftauchte und seinen Knotenstock schwang.

Die Erde war eine Hölle! Der riesige dichte Wald rauchte und schwelte. Jenseits des Kuolajoki, den unsere finnischen Kameraden den „Totenfluß" nannten, lagen die feindlichen Bunker und bauten eine Wand von tödlichen Geschossen vor sich auf. Die sowjetische Artillerie, die auf den Meter genau in diesem Gelände eingeschossen war, zerhackte mit ihren schwersten Kalibern das Dickicht. In diesem Augenblick, da der Angriff ins Stocken kam, ging es blitzschnell von Mund zu Mund: „Der General ist da vorn!" Die Pioniere sprangen aus ihren Deckungen. Ihr General war vorn! Jetzt gab es kein Zaudern mehr.

Die Gestalt des Generals, wie sie da hoch aufgerichtet wie ein Fanal vor den Stürmenden stand, war schmal und hager. Sein Gesicht schien seltsam mager und zerknittert. Er hatte genau so wie seine Soldaten die unerhörten Strapazen, die dieser Kampf und dieses Gelände Tag für Tag den Männern auferlegten, ertragen

müssen. Das Land hier machte keine Ausnahmen, und er verlangte auch keine!

Und wie dieser General vor Salla die Stürmenden mit sich riß, so tat er es vor den sowjetischen Bunkerlinien bei Alakurtti, als die Division die alte finnische Grenze erreicht hatte. Keiner, der ihm jemals dort oben in den Wäldern längs der Straße nach Kandalakscha begegnete, wird seinen Gruß vergessen und seine Worte. Denn immer, wenn seine Zeit es nur eben zuließ, sprach er mit seinen Soldaten. Es ging ihm nicht um die leutselige Geste, sondern allein darum: jedem der Männer, die ihm vom Führer anvertraut worden waren, nahe zu sein.

Sein Zelt stand etwas oberhalb des Tenniojoki-Flusses, als wir vor der Seenenge von Kairala lagen. Ein schmaler Tisch stand darin, den ein paar Karten bedeckten. Und sicher fror er in den kalten Nächten genau so wie seine Infanteristen und Pioniere oben auf den Geröllhalden des Jungoiva, des gewaltigen Berges, an dessen steilen Hängen sich eine sowjetische Elite-Division verblutete. Aber wer weiß von seinen Nächten, wenn er beim spärlichen Kerzenlicht im Mantel vor seinem Tisch saß und sich über Karten und Angriffspläne beugte ...?

Ich erinnere mich jener Fahrten, wenn wir über die einsame Urwaldstraße nach Korja fuhren. Dann kam es wohl vor, daß er plötzlich das Gespräch abbrach und die Hand an die Feldmütze legte und grüßte. Und dieser stille Gruß des Generals galt nicht den Lebenden, sondern jenen Kameraden, die da unter den Birkenkreuzen ruhten.

Mit der Zeit begannen wir alle, diese Wälder zu lieben. Sie verfolgten uns in unsere Träume, und tagtäglich kreisten unsere Gedanken und Gespräche nur noch um sie. Wir sprachen die alten lappländischen Namen der Berge und Seen und sangen sie ein wenig, wie es die finnischen Grenzjäger zu tun pflegten. Und der General machte keine Ausnahme. Und wenn es wieder einmal für einige Tage Ruhe gab, dann kam es wohl vor, daß er genau so wie seine Soldaten abends um das Feuer saß mit seinen Offizieren und über die Geschichte des Landes sprach. Oh, er verstand sich darauf, er kannte die Tiere des Waldes, und sein altes Jägerherz hatte seine Freude an dem seltenen Wild. Und seine Worte tasteten zurück in alte Erinnerungen. Sie zauberten die Bilder der Heimat vor unsere Augen. Dieser unermüdliche, zähe General, dessen Gesicht das harte soldatische Leben gezeichnet hatte, den das Schicksal täglich auf den Plan rief zu großen und verantwortungsvollen Entscheidungen, hatte plötzlich einen versonnenen Glanz in den Augen. Oder täuschten wir uns, und war es der helle Feuerschein, der sie verwandelt hatte...? Und wir hörten ihn über Städte und Menschen sprechen, über ruhmreiche Heerführer, über Dichter und Denker, über Bücher, deren er zeit seines Lebens eine Unzahl gelesen zu haben schien und deren Inhalt ihm derart verblieben war, daß er uns immer wieder mit einer genauen Kenntnis von Zitaten und Daten überraschte. Einmal fragte ihn ein junger Leutnant, wann in seinem Leben er zu solcher Beschäftigung Zeit gehabt hätte. Der General lächelte: „Während des Weltkrieges. Wenn die anderen Skat spielten oder sich auf irgendeine andere Weise beschäftigten, um die Zeit tot zu kriegen, habe ich gelesen. Denn ich hatte plötzlich einen Hunger nach Büchern bekommen, und sie sind seitdem meine Freunde geblieben."

Nach solchen Stunden sah man dann noch lange Licht in seinem Zelt. Zuweilen hob sich seine hagere Gestalt, wenn er vor den Eingang trat, aus der Dunkelheit. Es war Herbst geworden, und endlich wurde es auch wieder für ein paar Stunden lang dunkel. Sobald die Morgendämmerung anbrach, war der General schon wieder unterwegs in den Wäldern, um nach dem Rechten zu sehen in den Stellungen und seinen Entscheidungen und Planungen die persönliche Unterrichtung, Erkundung und Schau vorausgehen zu lassen.

Zuweilen, wenn wir abends in unseren Erdhütten und Blockhäusern sitzen, wenn draußen der Schnee unter den Schritten der Posten knirscht und der kalte Mond sein Silberlicht über den verschneiten Urwald wirft, ist es, als sei alles wieder wie damals, da er noch unter uns weilte.

Auch den Namen des Obersten wird keiner vergessen, der bei Salla mit dem Flankenstoß seines Regiments die Entscheidung herbeiführte. Er hatte seinen Gefechtsstand immer in der vordersten Linie und pflegte seine Kommandeurbesprechungen vor seinem Unterstand auf den schwelenden Bäumen abzuhalten. Bevor indessen die Besprechung begann, sagte er lächelnd: „Meine Herren, setzen Sie sich so, daß Sie sich nicht dort verbrennen, wo der menschliche Körper aufhört, einen anständigen Namen zu tragen." Dann wies er auf die Erdlöcher neben seinem Unterstand. „Das sind", meinte er, „meine Gastlöcher für den Fall, daß wir hier Zunder bekommen. Ziehen Sie sich dorthin zurück, wenn es schlimm werden sollte." Und kam es dann tatsächlich so, dann sorgte er dafür, daß jeder ordentlich Deckung nahm. Durch das donnernde Getöse der krepierenden Granaten tat er seine Befehle mit lauter Stimme kund und fragte ab und zu, während er sein Einglas fester klemmte: „Ich hoffe, meine Herren, Sie haben mich verstanden ...?"

Der Feind wehrte sich verzweifelt. Er legte eine Barre von brennenden Wäldern und eine Mauer von tobenden und singenden Geschossen um sich. Die Lage des Regiments war schwierig. Der Oberst hatte nicht ein einziges Mal geschlafen in den Nächten. Er lag sinnend und überlegend im Unterstand, nachdem es ruhiger geworden war. Dann, gegen Morgen, kam der neue Angriffsbefehl. Er stand auf, strich sich über das Haar, knöpfte seinen Kragen zu, klemmte das Glas ein. Und schon hockte er mit seinem Adjutanten auf einem Baumstamm und ging die einzelnen Befehle an Hand der Karte durch. Plötzlich fiel ihm etwas ein. „Holt mir den Unteroffizier Stutz!" befahl er. Wenig später meldete sich der Unteroffizier.

„Stutz", sagte der Oberst und sah den Unteroffizier fest an, „ich befördere Sie hiermit zum Feldwebel!" — „Jawoll, Herr Oberst!" antwortete der Unteroffizier. Sein Gesicht, bärtig und schmutzig, schien unbewegt, aber in seinen Augen leuchtete es.

Der Adjutant wurde nervös. Hatte der Oberst den Angriffsbefehl vergessen ...? Aber er sagte nichts und wartete die Pause ab, die der Oberst nach seinen Worten machte.

„Feldwebel Stutz", fuhr der Oberst langsam und bestimmt fort, „Sie tragen ab heute das Portepee. Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, was das bedeutet. Führen — das heißt hart sein! Führen — das heißt Vorbild sein. In jeder Beziehung. Haben wir uns verstanden, Feldwebel Stutz ...?"

Der Feldwebel stand starr und unbeweglich da.

„Führen — das heißt den Mut zur Einsamkeit haben, Stutz. Das ist oft schwer, schwerer, als wir alle oft angenommen haben, Stutz. Man muß mit seinen Soldaten sein und doch oft allein stehen. Das ist wichtig. Man muß sogar vertragen können, wenn sie einen nicht verstehen und hassen, Stutz. Das tut weh. Aber wichtig ist nicht die eigene Person, wichtig allein ist das Vaterland. Alles andere ist gleichgültig. Ein Führer muß tapfer sein und von schneller und überlegter Entschlußkraft. Vergessen Sie das nicht, Stutz! Und wenn er das nicht kann, dann hat er nicht das Recht, das Portepee des deutschen Offiziers zu tragen."

Der Oberst fingerte an seinem Glas. Sein Gesicht wurde um einen Zug weicher. „Und nun, Feldwebel Stutz, führen Sie den Pionier-Zug so, wie es Ihr verwundeter Leutnant getan hat."

Damit wandte er sich wieder seiner Karte zu.

Der Feldwebel Stutz wurde zwei Tage später am Arm verwundet. Als ich ihn traf und ihn fragte, ob er nicht endlich zurückgehen wolle, sagte er: „Nee, zuerst muß ich mal wieder nach vorn. Ich kann doch nicht fortgehen. Was sollen meine Jungen dazu sagen ...?"

„Mein alter Major Schöne ist gefallen", sagte der Oberst langsam. Sein Gesicht war maskenhaft starr. „Er war ein guter Bataillonskommandeur. Er ist gefallen, als die Panzer angriffen; gestern noch war ich mit ihm ganz vorn. Und als die Sowjets uns bepflasterten, haben wir dagelegen und unsere Witze gemacht. Mein guter Schöne ...!"

Er legte seine Hand an den Stahlhelm und sah durch sein beschlagenes Einglas irgendwohin in die Weite.

Auf der Straße lief ihm ein Melder entgegen. Sein Gesicht zeigte Erregung und Verstörtheit. „Herr Oberst", rief er, „die Sowjets greifen mit Panzern an. Wir müssen zurück, weil wir keine Pak haben!"

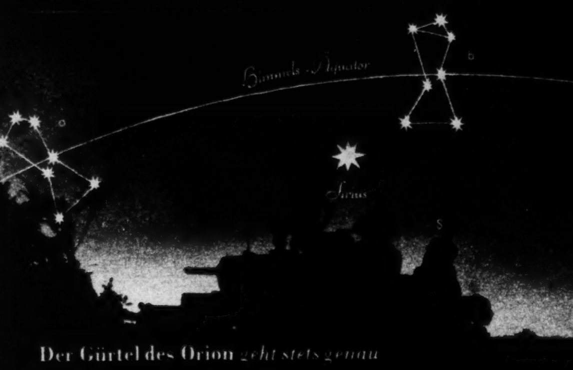
Der Oberst nahm ihn bei der Hand und sagte fest: „Aber ruhig, mein Junge, ihr habt doch drei Paks vorn. Da kann doch nichts passieren. Sag das den andern."

Der Panzerangriff wurde abgeschlagen.

Als die große Wald- und Sumpfschlacht, die acht Tage währte, geschlagen war, sagte der Oberst: „Beste preußische Garde-Regimenter waren nach zwei Tagen Waldkampf im Weltkrieg derart geschwächt und dezimiert, daß sie zurückgezogen werden mußten. Unsere Infanteristen haben diesen Urwald, diesen Sumpf acht Tage lang ausgehalten und immer wieder einen Gegner angegriffen, der ihnen materialmäßig haushoch überlegen war. Ich bin stolz darauf, dieser Division anzugehören, die aus Brandenburgern, Ostpreußen, Schlesiern und Hessen besteht. Diese Infanteristen haben sich beispiellos geschlagen!"

STERNE …

Wir haben mit unserem in Folge 11 veröffentlichten Aufsatz „Wie die Wolken — so das Wetter" ein kleines Kapitel Wetterkunde für den Soldaten gebracht. Augen auf, beobachtet und überlegt! stand als Parole über diesem Aufsatz, der uns an Hand von Wolkenbildern das Bestimmen und Voraussagen kommenden Wetters leichter machte. — Nachstehend schreibt unser wissenschaftlicher Mitarbeiter über den Sternenhimmel, nicht über seine Schönheit, über das Geheimnis der fernen Welten, die über uns leuchten, wenn wir nachts marschieren oder auf Posten stehen, sondern vielmehr über die Sterne als Wegweiser, als Helfer, wenn wir die Richtung verloren haben und nicht wissen, wo Norden oder Süden ist. Ein wenig von dieser Art Sternenkunde hat jeder Soldat im Unterricht mitbekommen, hier wird altes Wissen wieder aufgefrischt, in Erinnerung gebracht und erweitert



Der Gürtel des Orion *geht stets genau im Osten auf und im Westen unter*

[illegible] Feldpostbrief, in dem ein Kompanie[illegible]

„Es war Nacht. Wir mußten weiter vor, [illegible] Karten hatten wir nicht mit. Wir marschierten auf [illegible] weiter. Da hob sich am Himmel an der einzigen lichten [illegible] der Jakobsstab über den Horizont. Wir wären in der [illegible] geschlagenen Richtung dem Feinde gerade in die Hände gelaufen. Orion hat uns gerettet!"

Wie kam diese Rettung zustande? Der sternkundige [illegible] soldat wußte, daß die drei Gürtelsterne des Orion, die auch Jakobsstab genannt werden, als Sterne auf dem Himmelsäquator stets genau im Osten auf- und im Westen untergehen. Mit dem Aufgang des Oriongürtels hatte er sofort die genaue Ostrichtung. So gibt es viele Beispiele, wo die Kenntnis des Sternenhimmels und der himmlischen Bewegungen sich im Krieg und im Frieden, auf Erkundung und Wanderung als sehr nützlich erwiesen haben.

Während die Gürtelsterne des Orion hauptsächlich in den Wintermonaten als Ostweststerne dienen können, eignet sich dazu im Sommer als einer der auffälligeren und leicht auffindbaren Sterne der linke, also östliche Flügelstern des Adlers. Er steht ebenso wie der Jakobsstab auf dem Himmelsäquator und geht immer im Osten auf und im Westen unter. Ist der Aufgang eines Ostweststerns schon vor einiger Zeit erfolgt, so daß er nicht mehr in der Nähe des Horizonts steht, dann läßt sich Osten auch dadurch bestimmen, daß man in Gedanken von dem betreffenden Stern eine Linie nach dem ungefähren Aufgangspunkt zieht. Man trifft mit ziemlicher Genauigkeit auf die richtige Stelle, wenn die Linie den Horizont unter etwa einem halben rechten Winkel (40 Grad für 50 Grad Nordbreite) schneidet. Ähnlich kann man mit einem Ostweststern einige Zeit vor seinem Untergang zwecks Bestimmung der Westrichtung verfahren.

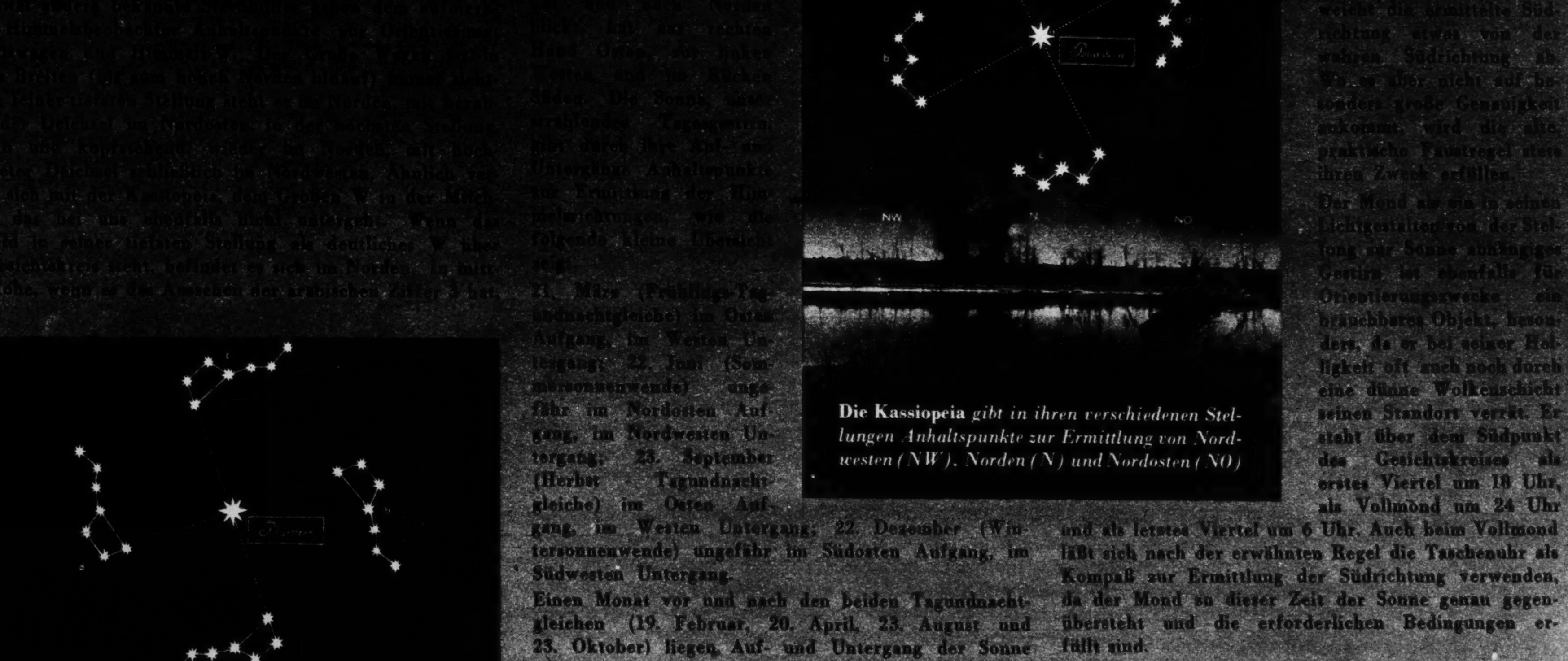
Ein anderer himmlischer Wegweiser ist der Skorpion, besonders auffällig durch den hellen rötlichen Hauptstern Antares. Die Lage dieses Sterns zum Himmelsäquator ist derart, daß er für etwa 50 Grad Nordbreite im Südosten auf- und im

als Wegweiser

Der Himmelsweg des Adlers. *Die Hauptsterne der drei Sternbilder Schwan, Leier und Adler bilden das sogenannte Sommerdreieck (Deneb, Wega, Atair). Der linke, also östliche Flügelstern des Adlers, der auf dem Himmelsäquator steht, geht genau im Osten auf und im Westen unter*

Blick auf die nördliche Hälfte des Junihimmels in den Abendstunden. *Der Pfeil dient zum Auffinden des Polarsterns und damit zugleich der Nordrichtung*

Zeichnungen vom Gefr. Herbert Thiel



Die Kassiopeia *gibt in ihren verschiedenen Stellungen Anhaltspunkte zur Ermittlung von Nordwesten (NW), Norden (N) und Nordosten (NO)*

Der Große Bär oder Wagen *gibt den Anhaltspunkt zur Ermittlung der Nordrichtung*

ist unter ihm der Nordostpunkt des Horizonts. In der höchsten Lage, nahe dem Zenit, wenn das kopfstehende Himmels-W als M erscheint, steht die Kassiopeia wieder im Norden, und in halber Höhe — beim Anblick eines Spiegelbildes der Ziffer 3 — im Nordwesten. (Vergleiche die Abbildungen.)

Am bekanntesten von allen Orientierungsregeln ist wohl die mit dem Polarstern, der stets über dem Nordpunkt des Gesichtskreises am Drehpunkt des nördlichen Himmels steht. Man findet ihn, wenn man die durch die beiden letzten Sterne des Großen Wagens gebildete Hinterachse um das Fünffache in Richtung der Deichselknickung verlängert. Als Stern zweiter Größe ist er in einer an hellen Sternen armen Gegend

21. März (Frühlings-Tagundnachtgleiche) im Osten Aufgang, im Westen Untergang; 22. Juni (Sommersonnenwende) ungefähr im Nordosten Aufgang, im Nordwesten Untergang; 23. September (Herbst-Tagundnachtgleiche) im Osten Aufgang, im Westen Untergang; 22. Dezember (Wintersonnenwende) ungefähr im Südosten Aufgang, im Südwesten Untergang.

Einen Monat vor und nach den beiden Tagundnachtgleichen (19. Februar, 20. April, 23. August und 23. Oktober) liegen Auf- und Untergang der Sonne nahezu in der Mitte zwischen diesen Himmelsrichtungen.

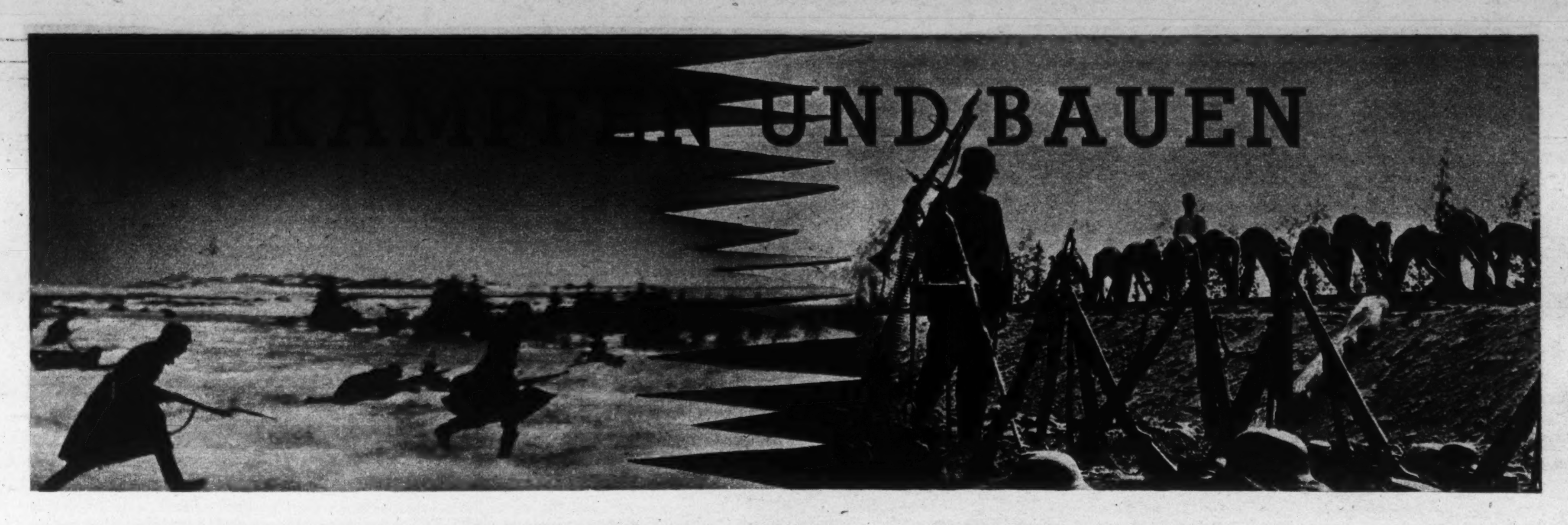
Außerdem kann man sich noch mit Hilfe der Taschenuhr nach der Sonne orientieren. Von dieser Regel haben zwar viele gehört, aber leider ist sie, wie der Verfasser oft feststellen konnte, in ihrer Anwendung nur verhältnismäßig wenigen bekannt. Sie sei deshalb hier in die Erinnerung zurückgerufen.

Um die Haupthimmelsrichtungen bei Tage ermitteln zu können, muß man eine richtiggehende Uhr (bei großen Unterschieden in der geographischen Länge muß die zuständige Zeit beachtet werden: Westeuropäische Zeit, Mitteleuropäische Zeit, Osteuropäische Zeit usw.) waagerecht auf der flachen Hand so halten, daß der kleine Zeiger nach jenem Punkt des Horizontes weist, über dem sich gerade die Sonne befindet. Die in der Mitte zwischen dem kleinen Zeiger und der Ziffer 12 liegende Richtung zeigt dann nach Süden. Diese Regel gilt aber nur für die Zeit von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends. Die Sonne ist jedoch im Sommer viel länger über dem Horizont. Das muß beachtet werden. Vor 6 Uhr früh oder nach 6 Uhr abends zeigt der Halbierungspunkt des kleineren Winkels zwischen dem Stundenzeiger und der 12 nach Norden.

Während der hohen Sonnenstände im Sommer weicht die ermittelte Südrichtung etwas von der wahren Südrichtung ab. Wo es aber nicht auf besonders große Genauigkeit ankommt, wird die alte, praktische Faustregel stets ihren Zweck erfüllen.

Der Mond als ein in seinen Lichtgestalten von der Stellung zur Sonne abhängiges Gestirn ist ebenfalls für Orientierungszwecke ein brauchbares Objekt, besonders, da er bei seiner Helligkeit oft auch noch durch eine dünne Wolkenschicht seinen Standort verrät. Er steht über dem Südpunkt des Gesichtskreises als erstes Viertel um 18 Uhr, als Vollmond um 24 Uhr und als letztes Viertel um 6 Uhr. Auch beim Vollmond läßt sich nach der erwähnten Regel die Taschenuhr als Kompaß zur Ermittlung der Südrichtung verwenden, da der Mond zu dieser Zeit der Sonne genau gegenübersteht und die erforderlichen Bedingungen erfüllt sind.

Nur ein paar der einfachen Hauptmerksätze haben wir aus den Orientierungsmöglichkeiten herausgegriffen, die der Sternenhimmel bietet. Sie zeigen bereits, wie nützlich und wertvoll einige Kenntnis der großen Himmelsuhr zu sein vermag, von der sich Stunden und Richtungen ablesen lassen. Dort, wo es um große Entscheidungen geht, wie im Kriege, kann dieses Wissen aber bei manchen Vorkommnissen einen besonders großen Wert haben. Eine beachtenswerte Arbeit über „Krieg und Astronomie" veröffentlichte vor längerer Zeit der japanische Generalmajor T. Kojima in der Zeitung „Tokyo Nichi Nichi Shimbun". Er fordert darin für jeden Soldaten gewisse astronomische Kenntnisse, mit deren Hilfe die Ermittlung der Himmelsrichtungen möglich ist. Die Erfahrung hat gezeigt, daß in vielen Fällen dieses Wissen bei der Kriegführung von ausschlaggebender Bedeutung ist. Bei der nächtlichen Erstürmung von Hankau, so berichtet Generalmajor Kojima, durften weder Streichhölzer noch Taschenlampen benutzt werden, da die Operation unbemerkt durchgeführt werden sollte. Dadurch war aber die Benutzung des Kompasses erschwert. In solchen Fällen ist die Orientierung im Gelände allein durch die Sterne möglich.



KÄMPFEN UND BAUEN

DIE HEERESBAUTRUPPEN ALS WEGBEREITER DER ANDEREN WAFFEN / VON GENERALLEUTNANT KLINGBEIL

Die Heeresbautruppen sind ein Kind des jetzigen Krieges, der mit seinen gewaltigen Massenheeren, mit seiner durch den Motor beschwingten Dynamik, mit seinen ungeheuren Frontausdehnungen und seinem ins Riesenhafte gewachsenen Nachschubbedarf eine solche Überfülle von neuen technischen Problemen und Aufgaben zu bewältigen hat, daß der Pionier sie allein nicht mehr alle meistern kann. Er ist im heutigen Kriege durch vielseitige Kampfaufgaben beim Angriff über Flüsse und gegen feindliche Befestigungen so weit in Anspruch genommen und gebunden, daß zu seiner Entlastung für die Lösung reiner Bauaufgaben eine besondere Waffe geschaffen worden ist.

Erst durch das Zusammenwirken der einzelnen Waffen wird im Angriff wie in der Abwehr der Enderfolg erzielt. Dafür ist für jeden Führer und jeden Soldaten unerläßliche Voraussetzung, daß er über die einzelnen Waffen und ihre Aufgaben, ihren Einsatz und ihre Leistungsmöglichkeiten genau Bescheid weiß.

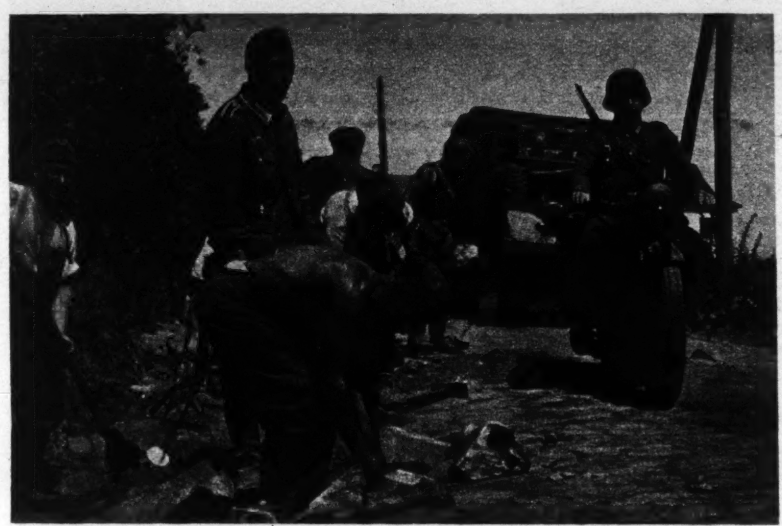
Die Heeresbautruppe setzt sich aus älteren Mannschaften der im Frieden ungedienten Jahrgänge zusammen, die seit Kriegsbeginn bei den Bau-Ersatz-Bataillonen in der Heimat eine militärische und technische Ausbildung erhalten haben. Da die meisten Bausoldaten vom „Fach“ sind, gewährleistet ihr Einsatz eine hohe technische Leistungsfähigkeit.

Man unterscheidet je nach ihrer besonderen Zweckbestimmung Brückenbau-, Eisenbahnbau-, Festungsbau-, Bau- und Straßenbau-Bataillone, die, ihrer Bezeichnung entsprechend, Spezialaufgaben erhalten.

Im Verlauf des Krieges hat sich jedoch recht häufig die Notwendigkeit ergeben, die verschiedenen Sparten der Heeresbautruppen, ungeachtet ihrer besonderen Zweckbestimmung, für alle Aufgaben anzusetzen, wie der Augenblick sie gerade erforderte. Alle Arten von Bautruppen verfügen in t-mot oder pferdebespannten Baukolonnen über bewegliche Geräteresreven.

Der sowjetrussische Kriegsschauplatz mit seinen unendlichen Weiten, seinem stark entwickelten Stromsystem, seinem weitmaschigen Eisenbahnnetz und seinen hoffnungslos vernachlässigten Straßen, mit den Wald-, Moor- und Sumpfgegenden stellte dieser jungen Waffengattung die größten Aufgaben. Jeder Soldat, der im Osten kämpft, weiß um die Schwierigkeiten, die die Heeresbautruppe zu bewältigen hatte, und er weiß auch, daß ihre Aufgaben beim Angriff wie in der Abwehr gleich vielseitig und wichtig für die reibungslose Durchführung der Kampfaufgaben des Heeres sind.

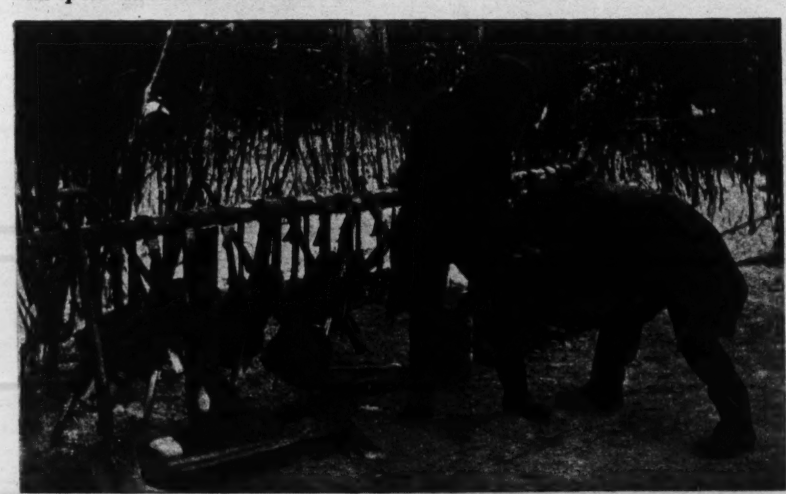
Die Straßen haben im heutigen Kriege eine besondere Bedeutung gewonnen. Die zahlreichen motorisierten Fahrzeuge — auch die geländegängigen — sind weitgehend an die Straße gebunden. Dadurch ist die Straße ein Kriegsmittel geworden, von dessen Zustand der glatte Verlauf der Operationen abhängig ist. Da sich die Kämpfe meist längs der großen Hauptstraßen abgespielt haben, waren diese durch Bombenabwürfe und Artilleriebeschuß stark in Mitleidenschaft gezogen; außerdem waren sie vom Gegner durch Sperren aller Art, durch Ast- und Baumverhaue, durch Balken-, Pfahl-, Schienen- und Betonsperren, durch Anstauungen und Ansumpfungen und vor allem aber auch durch umfangreiche Verminungen nachhaltig gesperrt. Im engsten Zusammenwirken mit der Kampftruppe, insbesondere mit den Pionieren, haben die Heeresbautruppen die Straßen durch Beseitigung der Sperren, durch Zufüllen oder Überbrücken von Minentrichtern und durch Aufräumen der zerstörten Ortschaften für den ersten Verkehr der fechtenden Truppen und später für das Nachziehen weiterer Verstärkungen und des Nachschubes gangbar gemacht und durch Knüppeldämme und Bohlenbahnen befahrbar erhalten.



Der Kradmelder fährt mit größter Selbstverständlichkeit über die Straße, die seine Kameraden gebaut haben. Er hat in diesem Krieg die neuaufgestellte Bautruppe zum erstenmal kennengelernt, und er weiß um die Leistung dieser älteren Kameraden, die seinen Vormarsch im Osten durch ihrer Hände Arbeit unterstützen



Der Einsatz der Bautruppe erfordert nicht nur Muskelkräfte, sondern Berechnungen, technische Kalkulationen und feinste Präzisionsarbeit. Bausoldaten des deutschen Heeres verankern für die Kriegsmarine im Osten einen Stahlkranz, auf dem später das Geschütz montiert wird



Bausoldaten kämpfen mit Spaten, Hammer, Hacke, Säge und Beil. Viele von ihnen haben bereits den Weltkrieg erlebt. Sie sind Männer vom „Fach“, die vom Brücken-, Straßen- und Festungsbau eine Menge verstehen. Vor dem Einsatz in dem schlammigen, aufgetauten Gelände werden die hohen Gummistiefel angezogen

Aufnahmen: Kriegsberichter Richter, G. Schmidt, Mittelstaedt

Besonderen Kräfteeinsatz erforderte die Überbrückung der zahlreichen sehr wasserreichen Ströme und der unzähligen kleineren Wasserläufe, deren Kunstbauten vom Gegner beim Rückzuge vielfach zerstört worden waren. Hierbei kam es vor allem darauf an, die beim Kampfe zunächst entstandenen Pontonbrücken der Pioniere mit größter Beschleunigung durch für alle Heereslasten tragfähige schwere Behelfsbrücken zu ersetzen, um die Pioniere und ihr Gerät so schnell wie möglich wieder zu neuem Einsatz weiter vorwärts verfügbar zu machen. Es mußte also ständig unter Zeitdruck gearbeitet werden. Die Baustoffe dazu mußten aus dem Lande gewonnen und meist über große Strecken herangebracht werden. Vielfach waren auch umfangreiche zeitraubende Nebenarbeiten damit verbunden. Bei sumpfigen Ufern mußten Erddämme, Bohlenwege und Knüppeldämme an die Brückenzugänge herangeführt, bei überhöhenden Ufern dagegen rampenartige Einschnitte ausgeführt und befestigt werden, damit sich der Uferwechsel reibungslos vollziehen konnte.

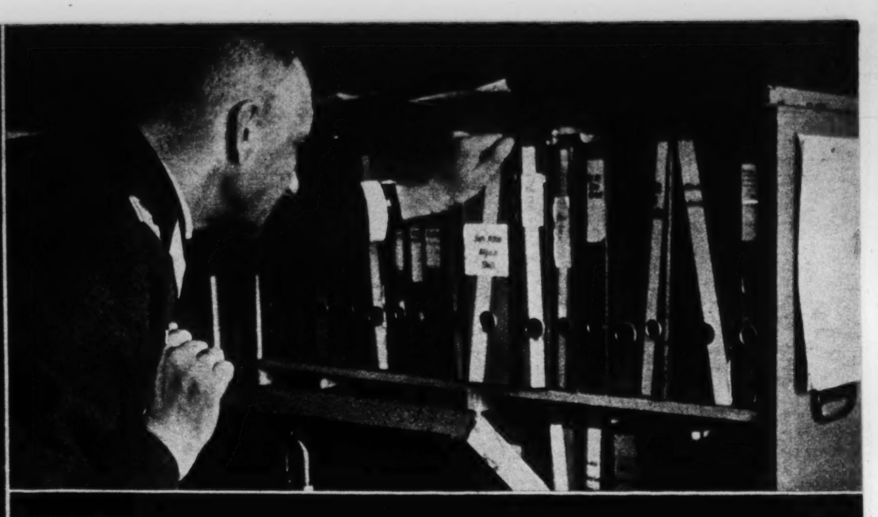
Nicht minder wichtig und umfangreich sind die Aufgaben der Heeresbautruppe aber auch in der Abwehr. Dort gilt ihr Einsatz vor allem der Sicherstellung der Truppenbewegungen und des Nachschubes durch Verhütung und Beseitigung der Schneeverwehungen und der Glätte auf den Straßen und Überbrückung der verschlammten Wegstrecken. Wenn Pferde- und Motorkraft versagen, hilft die Bautruppe den Fahrzeugen mit Mannschaftszug vorwärts. Ihre Feldbefestigungen stärken die Widerstandskraft der kämpfenden Truppe; die von ihr geschaffenen Barackenbauten sorgen für deren wohnliche Unterbringung.

Der Einsatz in der vorderen Kampfzone hat die Heeresbautruppe selbstverständlich auch in Gefechtsberührung mit dem Gegner gebracht. Dort, wo Not am Mann war, ist der Bausoldat rein infanteristisch mit zur Abwehr eingesetzt worden. Im Kämpfen wie im Bauen hat sich die junge Heeresbautruppe an allen Abschnitten der Ostfront bestens bewährt.



HAUPTQUARTIERE IM OSTEN

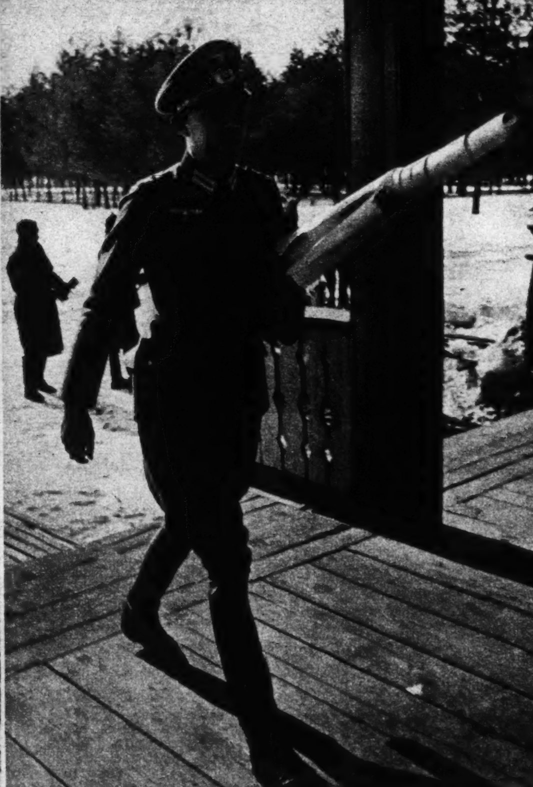
HEERESGRUPPE VON KLUGE



Links: **Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe und der Chef des Generalstabes.** *Die Führung hat den Befehl gegeben, und sofort beginnt der feine Mechanismus der Stäbe zu arbeiten, damit der Befehl auf die Minute genau ausgeführt wird. Die Truppe vollendet, was die Führung plant. Die Heimat hört davon nur — aus dem OKW-Bericht*

Oben: **Ein „Stahlschrank" mit Geheimakten.** *Es ist eine einfache Schrankkiste, angefüllt mit sorgfältig geordneten Akten, von denen manche schon geschichtliche Dokumente sind*







Oben: **Die Kurierpost ist da.** *Vom Hauptquartier, vom OKW, von Armeen und Divisionen stapeln sich hier die plombierten Postsäcke, die das Kuriermaterial enthalten*

Links außen: **Kein Schreiben liegt herum,** *denn was überflüssig wurde, wird verbrannt, um die Möglichkeit einer Spionage weitgehend auszuschalten. Eine anschließende „Vernichtungsverhandlung" bestätigt diesen wichtigen Akt*

Links: **Ein alltägliches Bild im Hauptquartier.** *Der Ic kommt zum OB zur Berichterstattung. Seine Aufgabe ist es, die Bewegungen, Lage und Stärke des Feindes zu verfolgen und aus den verschiedenen Aufklärungsergebnissen seine tägliche Karte mit der roten Einzeichnung der „Feindlage" zusammenzustellen*

Aufnahmen von Kriegsberichter Otfried Schmidt-Geyer

USA-LANDHEER 1917 UND 1941

VON GERHARD WIEDEMEYER

Auf einer gegen Ende des Jahres 1941 abgehaltenen Pressekonferenz verkündete Roosevelt das nordamerikanische Kriegsproduktionsprogramm für 1942, mit dem er die Dreierpaktstaaten niederzuproduzieren gedenkt. Die Kosten würden 100 Milliarden Dollar betragen. Damit würden 50 Prozent der nationalen Einkünfte für Kriegszwecke aufgewendet werden.

Als die Vereinigten Staaten am 6. April 1917 in den europäischen Krieg eintraten, besaßen sie ein nur in schwachen Grundrissen vorhandenes System nationaler Offensiv- und Defensiv-Wehrkraft. Sie verfügten allerdings über Millionen wehrkräftiger Männer und über ausgedehnte Naturschätze, aber die Männer entbehrten jeder militärischen Schulung; die Naturschätze waren, wenn auch unbeschränkt, dennoch niemals auf ihre Leistung angesichts großer nationaler Anforderungen erprobt worden.

Wie die Vereinigten Staaten es bewerkstelligten, diese schwache Grundlage auszubauen, auf ihr ein ungeheures militärisches Werk zu errichten, wie sie ihren natürlichen Quellen eine Ausdehnung verliehen, die ihnen gestattete, nicht nur ihre eigenen Bedürfnisse zu decken, sondern außerdem noch diejenigen aller ihrer Verbündeten und darüber hinaus den Bedürfnissen der Neutralen Rechnung zu tragen, wie sie eine mächtige Flotte ins Leben riefen und eine annähernd zwei Millionen zählende Armee ins Feld führten, all das innerhalb 18 Monaten, wird an Hand der nachfolgenden Aufstellungen dargetan.

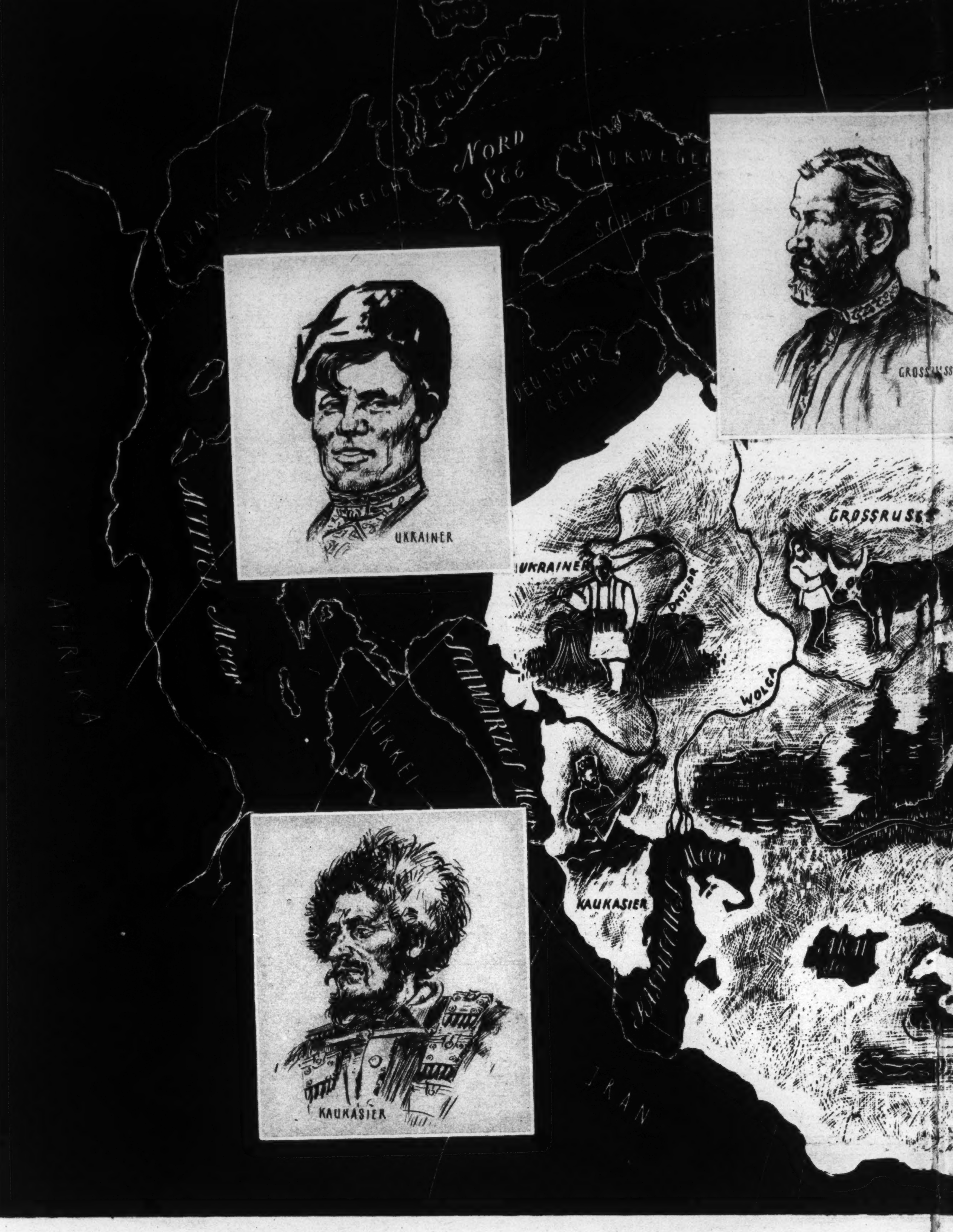
Die Schaffung des amerikanischen Heeres und dessen Transport nach Europa ist eine der bemerkenswertesten Tatsachen in der Geschichte des ersten Weltkrieges. Die Sprache der Zahlen ist oft eindrucksvoller als Worte, darum soll nachstehend eine Darstellung des amerikanischen Weltkriegsheeres in nüchternen Zahlen gegeben werden:

April 1917 Offiziere und Mannschaften 32 200; November 1918 3 021 152; 1. November 1918 an der Front oder verschifft 2 008 931; in den Vereinigten Staaten oder Kolonien unter Waffen stehend 1 615 843. Armeen, die sich die Vereinigten Staaten verpflichtet hatten, vor Juli 1919 aufzustellen: 5 000 000. Gesamtzahl der Truppen, die Amerika sich verpflichtet hatte, ab 1. Juli 1919 in Frankreich zu haben: 4 000 000. Zahl der auf Grund des Wehrgesetzes Dienstpflichtigen 23 456 021.

Zur Bestreitung der ungeheuren Kriegskosten der Vereinigten Staaten waren außerordentliche Geldbeschaffungen notwendig. Die notwendigen Gelder wurden durch vier Freiheitsanleihen flüssig gemacht. Im Herbst 1914 begannen die Alliierten große Aufträge auf Kriegsmaterial in den Vereinigten Staaten unterzubringen. Ihre günstige Handelsbilanz ermöglichte die Finanzierung dieser Ankäufe, und andere kurzfristige Kreditabkommen trugen dazu bei, das amerikanische Ausfuhrvolumen anschwellen zu lassen. (Fortsetzung S. 13)

VÖLKER DER Sowjetunion

Von Major Dr. KURT GLOGER



Jeder, der einen Zug bolschewistischer Gefangener aufmerksam beobachtet hat, wird festgestellt haben, daß in ihm Menschen der verschiedensten Rassen waren. Vielleicht hat der eine oder andere versucht, mit den paar russischen Brocken, die er inzwischen gelernt hat, einige Fragen an Gefangene zu richten, und ist dann erstaunt gewesen, wenn er feststellen konnte, daß der Mann ihn fragend und verständnislos ansah, weil er kein Russisch verstand. Diese Tatsache drängt ihm Fragen auf, die ich durch die nachstehenden Ausführungen beantworten will, soweit das im Rahmen eines kurzen Artikels möglich ist.

In der Sowjetunion sind, wie die Machthaber in Moskau manchmal in ihren Reden mit Stolz betonten, 250 verschiedene Völker vereinigt. Das ist statistisch richtig: die rund 200 Millionen Menschen, die auf dem europäischen und asiatischen Teil der Sowjetunion leben, kann man nach rassischen und sprachlichen Gesichtspunkten in rund 250 verschiedene Gruppen aufgliedern. Davon sind allerdings 200 so klein, daß sie zusammen nur etwas über 2 Millionen Menschen umfassen. Mit diesen kleinen Splittern braucht man sich nicht zu befassen, man muß die Tatsache nur kennen, um sich nicht zu wundern, wenn ein Gefangener, nach der Volkszugehörigkeit gefragt, irgendeinen Namen nennt, den man noch nie gehört hat.

Die übrigen 50 Völker sind zahlenmäßig aber sehr stark. Sie gliedern sich nach rassischen und sprachlichen Merkmalen in die verschiedensten Völkergruppen auf. Die Entstehung dieser Gruppen ist geschichtlich bedingt.

Nach der Eiszeit haben drei Menschengruppen von dem europäischen Raum Besitz ergriffen: die Indogermanen, die Finnougrier und die Küstenbewohner des Mittelmeeres. Den asiatischen Teil der Sowjetunion besetzten die verschiedensten asiatischen Völkerfamilien, vorwiegend die Mongolen. Im 4. Jahrhundert drangen die Hunnen und im 13. Jahrhundert die Mongolen in Europa ein und hinterließen ihre Spuren, indem sie sich mit den Voreinwohnern mischten oder geschlossene Stämme zurückließen, wie etwa die Kalmücken im Mündungsgebiet der Wolga, die mit 134 000 Menschen das einzige geschlossene mongolische Volk im europäischen Teil Rußlands bilden.

Die im Kaukasus und im Wolgagebiet wohnenden Stämme wurden zu verschiedenen Zeiten vom Iran und von Vorderasien, vor allem aus Arabien, durch Zuzug verstärkt. Ihr rassischer Einfluß ist aber nicht so entscheidend geworden.

So haben wir heute im Gebiet der Sowjetunion folgende Völkergruppen: Indogermanen, Finnougrier, Kaukasier, Mongolen, Völker mit einer der türkischen verwandten Sprache und Juden.

Den Hauptteil, nämlich rund 100 Millionen der Bevölkerung, nehmen die Russen ein. Sie gehören zur Völkergruppe der Indogermanen und sind aus einer Mischung von indogermanischen und finnougrischen Elementen entstanden. Ihr starker mongolischer Einschlag ist für ihren Charakter von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Sie sind genügsam, gleichgültig gegen Schicksalsschläge, intelligent, vor allem technisch begabt, aber faul und ohne besonderes Streben. Eine gewisse Gemütstiefe ist ihnen als indogermanisches Erbgut nicht abzusprechen. Sie kommt vor allem in ihren Liedern und in ihrer Stellung zur Familie zum Ausdruck, aber andererseits sind sie durch ihren mongolischen Einschlag verschlagen und gefühlsroh und können sehr grausam sein. Bei guter Führung sind sie brauchbare Soldaten.

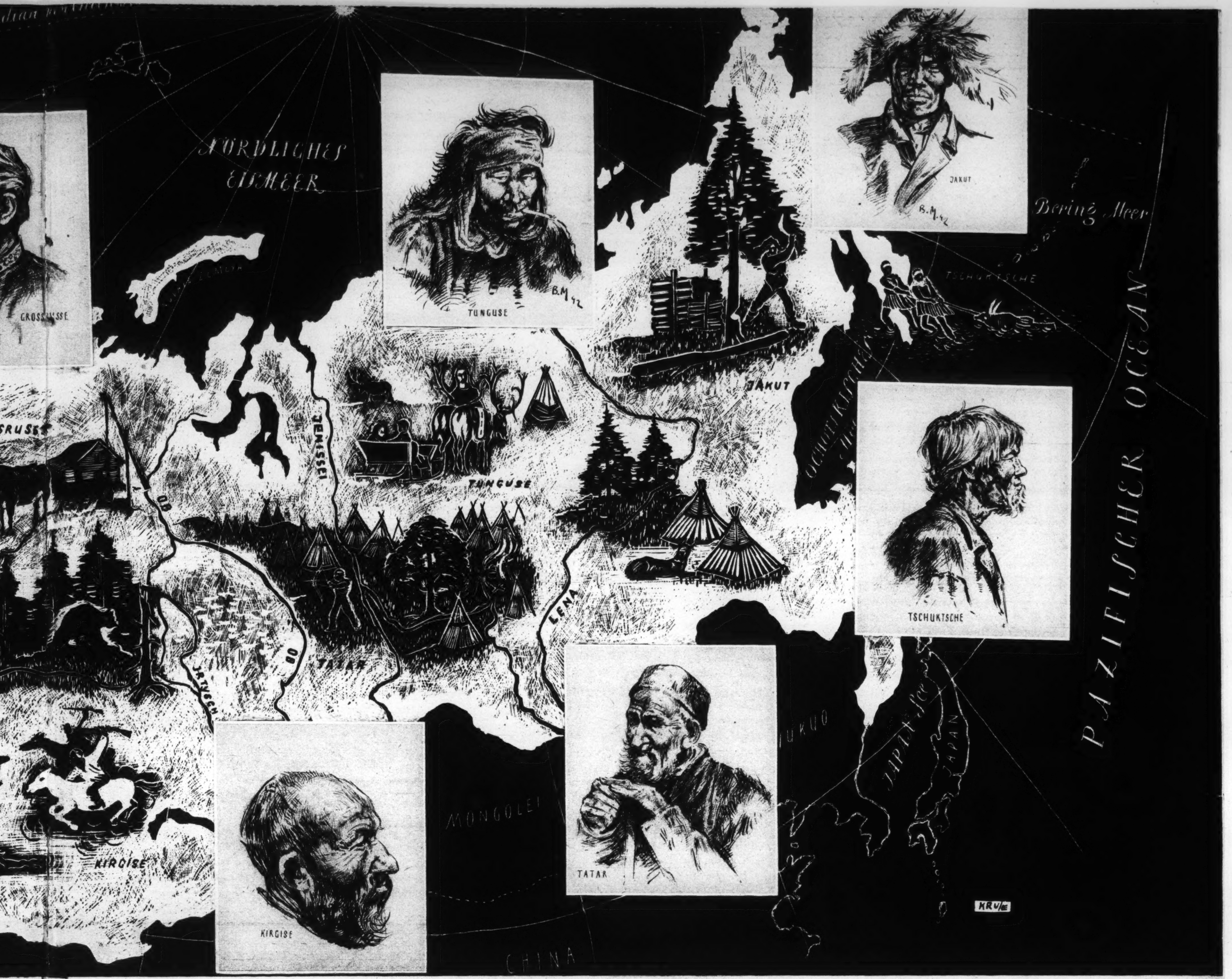
Die Ukrainer, die rund 40 Millionen Menschen umfassen, und die Weißruthenen mit rund 10 Millionen sprechen einen der russischen Sprache verwandten Dialekt. Rassisch unterscheiden sie sich dadurch, daß sie von mongolischen Beimischungen bewahrt sind, dafür aber sehr viel germanisches (Ukrainer) und baltisches (Weißruthenen) Blut aufgenommen haben. Von ihren Eigenschaften konnten sich viele deutsche Soldaten ein zutreffendes Bild machen, denn diese Völker sind von uns ja zum größten Teil befreit worden.

Im Kaukasusgebiet haben sich einige indogermanische Stämme erhalten. Von ihnen spielen die Armenier mit über 2 Millionen eine bedeutsame Rolle. Es sind tüchtige, sehr gewandte, recht intelligente und anstellige Menschen, die besonders viel hervorragende Kaufleute gestellt haben. Das Schulwesen ist hoch entwickelt, die Zahl der Analphabeten gering. Jahrhunderte lang waren die Armenier selbständig. Das Bestreben, selbständig zu werden, hat nie aufgehört. 1918 erklärten sich die Armenier zuletzt unabhängig und bildeten einen Staat mit der Hauptstadt Eriwan. Wenn auch die Bolschewisten 1920 Armenien eroberten und in die Sowjetunion eingliederten. Die Parole „Los von Moskau" ist aber heute noch bei allen Armeniern lebendig.

In den Bergen des Kaukasus leben noch einzelne kleinere Gruppen, wie z. B. die Osseten (350 000), die sich durch ihre Freiheitsliebe auszeichnen.

Die Finnougrier bewohnen die Waldgebiete Nordostrußlands. In der Sprache und im Charakter sind sie mit den Finnen und Esten verwandt, aber — mit Ausnahme der Karelier — rassisch nicht so stark indogermanisiert wie diese beiden Völker. Es sind — vor allem die Mordwinnen mit 1,5 Millionen — zähe, genügsame, tapfere Menschen, die im Kampf mit den Unbilden der Witterung abgehärtet sind. Ihr völkisches Empfinden ist nicht stark ausgeprägt. Sie werden sich häufig, trotzdem sie nicht russisch sprechen, als Russen bezeichnen.

In den schwer zugänglichen Gebieten des Kaukasusgebirges und des südlichen und nördlichen Vorlandes haben sich die Ureinwohner, die Kaukasier, mehr oder weniger rein erhalten. Schon in vorgeschichtlicher Zeit haben sie hohe Kulturen entwickelt und bedeutende Staaten gebildet. Durch ihre Abstammung (die Kaukasier sind nahe Verwandte der Etrusker und Basken) sind sie eng mit Europa verbunden und haben zu allen Zeiten, besonders auf kulturellem Gebiet, Anregungen empfangen und gegeben. Das führende Volk dieser Gruppe sind die Georgier. Sie waren fast immer selbständig und bildeten im 10. Jahrhundert ein mächtiges Reich, das im 12. Jahrhundert seinen größten Umfang hatte. In der Mitte des 18. Jahrhunderts hat König Heraklius II. schwere Kämpfe gegen Osmanen und Perser um die Freiheit Georgiens zu führen. Um die Unabhängigkeit seines Reiches zu gewährleisten, schloß er im Jahre 1783 ein Bündnis mit Katharina II. von Rußland. Unter Bruch dieses Vertrages wurde aber 1801 Georgien zu einer russischen Provinz gemacht. Die Georgier haben sich dagegen gewehrt. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts mußten die Zaren wiederholt Aufstände gegen die Gewaltherrschaft Moskaus niederschlagen. Erst 1917, nach dem Zusammenbruch des Zarenreichs, wurde Georgien frei und als selbständiger Staat von Sowjet-Moskau anerkannt. Aber Lenin ver-



Karte: Gefr. Werner Kruse; Zeichnungen: Gefr. Bernd Markowsky

gewaltigte 1921 das Land wieder. Es kam zu zahlreichen blutigen Aufständen. Die Tschekisten siegten. Tausende der besten Männer wurden hingemordet; der Gedanke an die Freiheit aber lebt bei allen Georgiern weiter. Sie sind fast ausnahmslos bereit, selbst mit der Waffe in der Hand gegen den verhaßten Bolschewismus zu kämpfen. Was von den Georgiern gesagt ist, gilt auch von den anderen kaukasischen Völkern, den Lesghiern, Dagestanern, Tschetschenen, Westkaukasiern, Tscherkessen, Kabardinern, Abchasiern.

Die Mongolen sind in Europa nur durch die Kalmücken vertreten, bilden aber in Asien zahlreiche Völker, von denen die Burjaten mit rund 250 000 den stärksten Stamm darstellen. Infolge ihrer gelben Hautfarbe und der ausgesprochen schiefen Augenstellung heben sie sich deutlich von den anderen Volksteilen der Sowjetunion ab.

Eine besondere Stellung innerhalb der Völkerfamilien der Sowjetunion nehmen die Turkvölker ein. Sie unterscheiden sich durch ihre der türkisch-persischen Sprache verwandten Sprachen und bekennen sich zur mohammedanischen Religion. Rassisch unterscheidet man zwei deutlich sich voneinander abhebende Gruppen, die asiatischen und die europäischen.

In der asiatischen Gruppe, die rassisch stark nach der mongolischen Seite ausschlägt, spielen die Völker östlich des Kaspisees eine bedeutsame Rolle. Ihre Einstellung gegen Moskau ist eindeutig. Nur unwillig haben sie sich seit jeher in das russische Reich einordnen lassen. Der Zar war weit und seine Macht in dem ganzen Gebiet zwischen Kaspisee und den innerasiatischen Gebirgen sehr gering. Das ist auch in der Sowjetunion nicht anders geworden. Der Hauptstamm dieser unter dem Namen Turkestaner zusammengefaßten Völker sind die Usbeken mit rund 5 Millionen Menschen. Neben ihnen sind die rund 3 Millionen zählenden Kasachen als besonders wild und freiheitsliebend bekannt. Zu dieser Gruppe rechnet man dann noch die dem Namen nach allen bekannten Kirgisen, die 1 Million Menschen umfassen, und die weniger bekannten, aber ebenso volkreichen Taschkiden und Turkmenen. Der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß in Sibirien einige Turkstämme leben, von denen die Jakuten mit über 200 000 Menschen der volkreichste sind.

Für uns bedeutsamer sind die Turkvölker, die im Kaukasusgebiet diesseits des Kaspisees wohnen. Sie sind rassisch aus der kaukasischen Urbevölkerung entstanden, die sich mit den zahlreichen Völkern mischte, welche sich auf der großen Durchgangsstraße von Europa nach Asien bewegten. So finden wir starke indogermanische, chasarische, iranische und arabische Einflüsse im Rassebild ausgeprägt. Der europäische Einfluß aber überwiegt, und die europäische Kultur hat hier immer einen starken Einfluß ausgeübt. Im Altertum bewohnten das Land der Kaspi und Albani noch die Kaukasier, die mit Kolchis eng zusammenhängen. Später bilden sich die selbständigen Khanate Schirwan und Gandscha, die sich durch die Jahrhunderte unabhängig hielten, aber immer den Anschluß an Europa erstrebten. Erst im 19. Jahrhundert eroberten die Russen diese Gebiete. Der Heldentod des letzten Khans von Gandscha, Dschawad, der seine Hauptstadt tapfer verteidigte und in diesem Kampf fiel, ist auch heute noch im Volke der Aserbeidschaner lebendig. Sie bilden mit über 2 Millionen den Hauptteil der transkaukasischen Turkvölker. Auch sie machten sich 1917 selbständig und waren bis 1920 frei. Sie empfinden das Joch des Bolschewismus als besonders drückend und haben sich innerlich schon aus religiösen Gründen gegen die alles gleichmachenden Methoden von Moskau gewehrt.

Noch ausgeprägter ist der Freiheitsdrang der 4½ Millionen Tataren, die nördlich des Kaukasus in den Ebenen des Kuban und des Terek bis hinauf zur Wolga wohnen, und vor allem der Bergvölker im Ostkaukasus, denen man ihre Waffen auch in der bolschewistischen Zeit nicht genommen hat. In die einsamen Dörfer dieser Völker ist kein Sendling Moskaus vorgedrungen. Sie leben daher noch völlig unberührt in den Urvätersitten. Hier sollen der Vollständigkeit wegen auch noch die Tschuwaschen, die 1½ Millionen Menschen zählen, und die Baschkiren mit rund 1 Million erwähnt werden.

Die Juden sind in der Sowjetunion sehr zahlreich. 4½ Millionen wohnen nicht geschlossen, sondern im Lande verstreut.

Wenn man weiß, daß die 250 Völker, die in der Sowjetunion lebten, nicht alle restlos mit Moskau einverstanden waren, sondern zum Teil versucht haben, sich gegen die Zwangsregierung der Gewalthaber im Kreml zu wehren, dann wird einem manches klar. Die blutigen Streifzüge der Tscheka, die Umsiedlung von Millionen Menschen, vor allem der Ukrainer, Finnen und Karelier, die Zwangslager für die führenden Schichten aller Völker der Sowjetunion, in denen die Menschen auf grauenvolle Weise zu Tode gequält wurden, waren notwendig, um den Bestand dieses unnatürlichen Gebildes „Sowjetunion" zu gewährleisten. Wir deutsche Soldaten wollen den Völkern der Sowjetunion die Befreiung vom Joch der Moskowiter bringen. Da diese uns in den bevorstehenden Kämpfen eine wertvolle Stütze sein können, wollen wir uns innerlich und äußerlich darauf einstellen.

Vom Glück des Tapferen

Von Leutnant Dr. WILL RICHTER

Der Kommandeur beugte sich über die Karte. Dabei berichtete er von den vergangenen Tagen. Eine starke sowjetische Gruppe, durch unsere Operationen im Rücken unserer Front abgeschnürt, war von einer Division angegriffen und zum Teil vernichtet worden. Aber ein Teil, fast 1000 Mann, war entkommen. Wie diese Reste sich durch die Wälder schlugen, eine unserer wichtigsten Straßen kreuzten und dann plötzlich im Rücken unserer Hauptkampflinie erschienen, wie die dort sichernden Soldaten überrascht waren, wie dann wenige Reserven zu einem kühnen Gegenstoß alarmiert wurden, die die Übermacht von allen Seiten faßten und mit beispiellosem Schneid zerschlugen, all dies erzählte er mit der strengsten militärischen Genauigkeit. Als er dann auf Einzelheiten zu sprechen kam, verwies er auf einen Feldwebel, der sich dabei so ausgezeichnet habe, daß er sofort zu diesem Dienstgrad befördert worden sei.

Ich habe das, was mir der vor dem Feind zum Feldwebel beförderte Unteroffizier erzählte, genau so aufgeschrieben, wie er es berichtete:

„Wir wurden plötzlich aus unserem Dahindämmern gerissen. ‚Bolschewisten hinter der Hauptkampflinie!' hieß es. Daß wir sofort hellwach und bereit waren, kann sich jeder vorstellen. Über M. sollten wir zunächst genau westlich vorstoßen. Vor uns lag ein ausgedehnter Wald, und hätten wir den Weg, der quer durch ihn führte, besetzen können, dann wäre das ein Riegel gegen den Feind gewesen, der ihn von Süden nach Norden durchflutete. Aber es war dazu bereits zu spät; schon war der Gegner mit Teilen, deren Stärke wir nicht kannten, über den Weg hinweggesickert.

Mein Gott, dachte ich, der MG- und der Pak-Posten drüben am andern Waldrand ... sind sie nicht jetzt verloren, da ihnen dieser Weg abgeschnitten ist ...? Wenn es jetzt nicht gelang, rasch aufzuräumen, dann konnte es brenzlig werden.

So waren wir uns in dieser Stunde alle einig, daß es um viel ging.

Wir bogen links ab. Dort führte ein Pfad in die Nordflanke jenes Waldes. In breiter Front ging unsere Kompanie vor. Ich selbst bildete die Spitze des mittleren Zuges. Es war ein so mühsames Treten, daß mir schon nach wenigen Schritten der Schweiß in Strömen vom Gesicht rann. Quälend war die Ungewißheit, was aus den Kameraden vorn geworden war. Ob sie noch lebten, noch auf ihrem Platz standen ...? Und was war aus den anderen, die weiter südlich versuchen sollten, dem Feind den Weg abzuschneiden, geworden ...? Rührte sich etwas, streiften hier und dort Gruppen durch die Bäume — wer konnte sofort sagen, ob's Freunde oder Feinde waren ...?

Da! — ich blieb starr stehen; auf ein Zeichen verhielt der ganze Zug hinter mir. ‚Drei ... vier ... sechs ... sieben ...' zählte ich leise. Was waren das vierzig Meter vor uns für Kerle? Drei von ihnen trugen Schneehemden, die anderen waren in Pelzkappen und allerlei Mäntel und Jacken gehüllt.

„Halt! Wer da?" brüllte ich in die Stille.

Beharrliches Schweigen. Aber es bewegte sich auch drüben keiner mehr.

‚Hundskerle, gebt Antwort. Sonst kracht's!' Dann knallte meine Maschinenpistole. Neben mir, hinter mir fielen Gewehre ein. In weniger als zehn Sekunden lagen die sieben Bolschewisten im Schnee und schwiegen weiter.

Der letzte Schuß war kaum verhallt, als es im Wald lebendig wurde. Rechts von uns rauschten Schüsse, ratterten Maschinengewehre. Plötzlich dröhnte der Wald von einem markerschütternden Urääh! Der Feind griff an! Und er kam in Massen. Ich weiß nicht, wie viele es waren, ich sah bloß, wie es hinter den Bäumen wimmelte und hervorquoll. Rasch ließ ich etwas nach rechts einschwenken, dann hieß es: ‚Feuern, was die Waffen hergeben!' Drei Maschinengewehre hatten die Bolschewisten bei sich, und war deren Wirkung auch durch das Gelände beeinträchtigt, so waren ihnen ihre automatischen Gewehre um so wertvoller.

Es entstand ein regelrechtes Waldgefecht. Jetzt fuhren unsere Maschinengewehre dazwischen; sie waren in Stellung gegangen. Ein Schütze bot jeweils seine Schulter als lebendige Auflage. Es war erstaunlich, wie sich in unserem Feuer die feindlichen Haufen lichteten und die erste Welle zusammenbrach.

Wir stießen weiter vor. In geringer Entfernung war der Kampflärm stärker geworden. Dort also mußten andere im Gefecht mit dem Feind stehen. Ich drängte vorwärts. Plötzlich tauchte quer vor uns der Weg auf, den wir erst hatten sperren wollen. Wir hatten also die entscheidende Stelle erreicht! Ein Blick nach rechts und einer nach links: ich wußte Bescheid. Hier war etwas Großes im Gange. Rechts unten, wo der Weg von M. her in den Wald eintrat, stieß eine Anzahl Bolschewisten auf eine deutsche Gruppe und war bereits im Unterliegen. Links, am anderen Waldende, verlief die Hauptkampflinie. Dort stand — abgeschnitten — neben einem Maschinengewehr ein Pak-Geschütz. Der es führte, Unteroffizier H., war ein alter Kamerad von mir, ein Mordskerl. Er ist heute Feldwebel wie ich; wir haben unsere Sterne im gleichen Kampf erworben.

Zwischen seiner und meiner Stellung hatte der Feind begonnen, in Scharen den Waldweg zu besetzen und zu überschreiten. In diesem Augenblick hatte H. sein Geschütz herumgerissen und schoß und schoß, wie ich nie eine Pak habe feuern sehen. Seine Geschosse fuhren wie wohlgezielte Kugeln in ein volles Kegelspiel. Wir waren also im rechten Augenblick gekommen, um den sowjetischen Hauptstoß in die Zange zu nehmen, und so taten wir mit unserer Waffe dasselbe von unserer Seite her.

Ein großes Aufräumen begann. Es war ein herrlicher Augenblick, als der Feind an seiner Lage verzweifelte und sich zur Flucht wandte. Damit gab er seinen Durchbruch verloren, dennoch war es auch zum Entkommen schon zu spät. Schon stießen wir nach. Es traf sich günstig, daß gerade uns gegenüber tief in den Wald eine Schneise eingekerbt war. Ihr strömte der ganze flüchtende Schwarm zu, um das Weite zu suchen. Dahinein jagten wir unser Feuer. Über Verwundete und Tote hinweg drängten wir nach; der flüchtenden Bolschewisten wurden immer weniger. Bis wir plötzlich nicht mehr wußten, worauf wir zielen sollten.

Welche Übermacht wir stürmend vernichtet hatten, das merkten wir erst beim Zurückgehen und Sammeln. Es war gar nicht so einfach, über die Berge von Leichen hinwegzusteigen. Sie werden denken: Aufschneiderei! Aber es ist nicht so. Wir haben allein auf dem Wegstück, an dem wir die Bolschewisten zu fassen bekamen, einhundertdreiundvierzig Tote gezählt. Und man kann mir glauben, daß sie nicht alle brav nebeneinander gelegen sind.

Wir selbst hatten unglaubliches Glück: Ein Leichtverwundeter und sonst gar nichts." —

Durch die letzte Wendung der Erzählung des Feldwebels war das Gespräch unwillkürlich vom ursprünglichen Gegenstand auf die ungeheuren Blutopfer übergesprungen, die der sowjetische Soldat von Anfang an diesem Krieg zollen mußte. Die Augen des Feldwebels blitzten förmlich, sein Gesicht glühte. So bedurfte es keiner Aufmunterung, daß er neuerdings zu berichten begann.

„Einmal — das ist schon länger her — lagen wir uns gegenüber: die Bolschewisten in einer starken, ungemein dichten Front und unser Bataillon nicht mehr in voller Stärke zwar, aber immer noch kampfkräftig. Wir griffen damals an; schon während unseres Angriffes ging der Gegner zum Gegenangriff vor.

Da lagen wir uns also gegenüber und suchten Deckung in dem flachen Gelände. Meter um Meter stießen wir gleichsam hinter uns, jedesmal mit einem donnernden Hurrageschrei. Bei jedem Hurra brach auch der Gegner um einen Meter vor. Als wir das herausbekommen hatten, jagten wir in jedem dieser Augenblicke einen raschen, aber wirksamen Feuerhagel gegen ihn, derart, daß er bei jedem Sprung Verluste hatte und es dennoch selbst nicht merkte. Als uns nur noch eine Wurfweite trennte, brüllte ich hinüber ‚Ruski, ruki wjärch!' (Russen, Hände hoch!) Da hob ein Kommissar seinen Kopf ein wenig und schrie so laut wie ich vorher: ‚Nje!' In diesem Augenblick brachen auf unserer Seite neun bis zehn Schüsse los und schlugen ihn nieder.

So ging das Spiel noch ein paar Sprünge weiter, bis der Augenblick des Bajonettsprunges gekommen war. Wir sprangen empor und glaubten ins Leere zu stürmen, denn vor uns erhoben sich kaum noch fünfundzwanzig Mann von der Erde. Alles andere war tot oder schwerverwundet liegengeblieben." —

Es war wohl kein Thema zum Lachen, und doch mußte ich manchmal lächeln über die Art, wie der Feldwebel diese Erlebnisse mit kleinen Geschehnissen am Rande ausmalte: er wußte eine ganze Reihe solcher Feldzugserzählungen, und am Ende sah es fast so aus, als sei für ihn der ganze Krieg eine lange Perlenkette solcher „Husarenstückchen". Er gab sich keine Mühe, erkennen zu geben, wie oft diese Episoden zugleich große Taten waren. Nur auf ein einziges, meinte er schließlich, sei er stolz und werde es immer sein. Es sei zugleich sein tollstes Stück gewesen und habe ihm das Eiserne Kreuz Erster Klasse eingetragen; heute noch denke er mit Gruseln daran.

„Das war im Herbst bei der zweiten großen Offensive, in der Nähe von Shidkaja. Wir hatten damals als Vorausabteilung einen riesigen Fischzug gemacht: achtundzwanzig Lastkraftwagen und gegen hundert Verpflegungswagen. Das ganze Zeug stand auf einer Anhöhe beisammen, über die der Weg zum Nachbarregiment lief. Diese Höhe sollte ich mit meiner Gruppe

sichern. Ein Stadel stand am Weg, und weil es ein windiger Tag war, schlug ich in ihm meinen ‚Gefechtsstand' auf. Außen stand der Posten, innen schnallten wir ab, zündeten ein Feuer an und machten es uns gemütlich, soweit es ging. Das dauerte genau eine halbe Stunde. Dann schlug der Posten Alarm: ‚Sowjets kommen — Panzer!'

Herrliche Lage! Ich war mit meinen fünf bayrischen Infanteristen allein. ‚Alles raus!' Da rollten sie schon heran, aber nicht von vorn, sondern von rückwärts. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, wie das zuging. Schnell das Maschinengewehr herumwerfen!

In diesem Augenblick fiel mir ein, daß ich in Hemdärmeln dastand. Also zurück in den Stadel! Dort saß — kaum glaublich — ein Kamerad, den selbst dieser Alarm nicht aus der Ruhe werfen konnte. Er stopfte erst noch seine Pfeife, packte dann sein Gewehr und ging hinaus wie zu einer Ablösung.

Die Bolschewisten waren unterdessen nahe herangekommen. Ein mächtiger Panzer, dann folgte wieder einer, dann eine Reihe Lastkraftwagen, in gemessenen Abständen bald rollend, bald wieder abwartend. Mein erster Maschinengewehrschütze lag an seiner Waffe. Er zielte und jagte dem vordersten Panzer einen ganzen Kasten Sondermunition auf das Fell — und wirklich, er stand. Aber sofort rollte nun ein Lastkraftwagen vor, der, mit Zweigen stark getarnt, von sowjetischen Soldaten vollgepfropft war. Auf seiner Brücke war ein Vierlings-MG montiert. Ein rasendes Feuer schlug uns entgegen, wir selber schossen nicht weniger wild. Plötzlich gab der Fahrer des Sowjetwagens Gas und jagte davon.

Nun aber schob sich eine Gruppe von sieben Lastwagen voll schreiender Soldaten heran und mitten unter ihnen ein Panzer von zweiundvierzig Tonnen Gewicht. Es war das erstemal, daß ich diesen Riesen sah, und es schien wirklich, als wollte er uns in Grund und Boden walzen. Auf ihm hingen ringsherum, dicht aneinandergepreßt, sowjetische Infanteristen, Arm in Arm wie eine lebende Girlande. Einen von ihnen traf ein Schuß fast aus Griffweite. Ein Aufschrei, und die ganze Gesellschaft purzelte zu Boden.

Eine höllische Knallerei entspann sich, in der der Gegner jede Überlegung verloren zu haben schien. Er hätte uns sonst mit leichter Mühe überwältigen können. S., mein erster Maschinengewehrschütze, konnte die Burschen feuernd niederhalten. Um den Panzer kümmerte er sich überhaupt nicht. So wäre dieser um ein Haar über ihn hinweggerollt, hätte nicht ein anderer in letzter Sekunde die Gefahr erkannt, den S. am Hosenboden erwischt und ihn in den Schuppen verschleppt. Hart an ihm vorbei ratterte der Panzer davon.

Trotzdem war die Lage nicht übersichtlicher und der Kampf nicht leichter geworden. Allmählich waren wir von drei Seiten umgeben. Von allen Seiten knallten sie auf uns; es war ein Wunder, daß niemand von uns verwundet wurde. Immer wieder kam es auch zu Nahkämpfen. Schließlich sprang ein sowjetischer Offizier von einem der Wagen herab und legte die Pistole auf einen Kameraden an. Der schnellte hoch, riß sie ihm aus der Hand und schlug sie ihm mit solcher Wucht auf den Schädel, daß der andere zusammenbrach. Diese Tat schien für die Sowjets gleichsam ein Zeichen zur Flucht. Ohne Zweifel wären sehr viele auch entkommen, wenn nicht ein großer Teil von ihnen geradenwegs unserer Kompanie in die Hände gelaufen wäre, die uns zu Hilfe kam.

Ich sah auf die Uhr. War das möglich?! Hatte dieser ganze Kampf nicht länger als acht Minuten gedauert? In diesen acht Minuten hatten wir, weiß Gott, nicht wenig geschwitzt. Jetzt überschauten wir unseren Erfolg. Einen Panzer und zwei Lastkraftwagen hatten wir sechs erledigt. Um uns herum lagen achtzehn Tote. Wir waren nicht wenig erstaunt, unter ihnen einen weiblichen Offizier festzustellen.

Wir selber aber waren alle heiler Haut davongekommen."

Der Feldwebel hielt inne, es war, als vergegenwärtige er sich noch einmal im stillen jene furchtbaren acht Minuten, in denen die kleine Gruppe nur durch die schlafwandlerische Sicherheit ihres Handelns sich gegen die Übermacht behauptet hatte. War das noch Glück? War es nicht mehr als Glück? Liegt in solcher Kaltblütigkeit, in solch souveräner Hinnahme der äußersten Gefahr nicht eine faszinierende Macht? Ist sie nicht ein magischer Einbruch in die Handlungskraft des Gegners, ein Strahlenfeld, das seine Selbstsicherheit zersetzt?

Ihm selbst waren solche Überlegungen freilich fremd. Er nahm die Dinge, wie sie sich boten. Er gehörte der Gegenwart, und sie erfüllte ihn ganz. Und so kam er rasch wieder auf die Aufgaben des Tages zurück.

„Heute nacht", sagte er und rückte die Karte zurecht, auf der unsere Stellungen eingezeichnet waren, „heute nacht geht's wieder hinaus, gar nicht weit von der Stelle, wo wir damals den Feind abgefangen haben. Dort haben sie sich jetzt in den Wald vorgeschoben und eine Stellung ausgebaut, die mindestens eine Kompanie fassen mag. Die sollen wir heute noch ausheben."

Angesichts der Tatsache, daß diesmal wegen der Besonderheit des Geländes mit einer Hilfe von seiten der Artillerie nicht zu rechnen war, zeigte er freilich einige ernste Bedenken. Er war kein blinder Draufgänger; er wußte wohl abzuwägen und das Für und Wider eines Unternehmens zu beurteilen. Dennoch blieb er ruhig und sicher in jedem Wort, in jeder Bewegung.

Am anderen Tag erfuhr ich durch einen Freund, der E. begegnet war, daß in jener Nacht die Sowjetstellung in einem einzigen Anlauf überrannt und zerstört wurde, und daß auch diesmal der Feldwebel E. einer der ungestümen Stürmer war.



Stahlhelm wird zur Nahkampfwaffe

Zeichnung: Uffz. Edwin Grasioli

Mit dem Auftrag, einen im Walde gelegenen Stützpunkt unserer Infanterie durch Verlegen einer Minensperre zu sichern, marschiert unser Häuflein ostpreußischer Pioniere los. Als wir den Stützpunkt erreichen, greifen die Sowjets gerade an, so daß wir zunächst nicht daran denken können, unsere Aufgabe durchzuführen. Längere Zeit dauert bereits das Gefecht, da jagen die Granaten unserer Artillerie heran. Sie schaffen uns für kurze Zeit etwas Luft; sofort setzen wir uns etwa fünfzig Meter von dem Stützpunkt ab und beginnen mit dem Verminen des Geländes. Noch schweigt das Feindfeuer. Wir arbeiten fieberhaft! Fünf Minuten sind vielleicht vergangen, da meldet einer meiner Pioniere: „Herr Leutnant, die Sowjets sind vor uns!" Richtig, Iwan ist wahrscheinlich erstaunt über die lange Feuerpause und will nachsehen, was diese ungewohnte Stille für eine Ursache hat. Aufrechtgehend kommen die Sowjets langsam auf uns zu. Aber noch sehen sie uns nicht. Wir arbeiten im Liegen eifrig weiter; als aber die vordersten Sowjets nur noch etwa fünfzig Meter von uns entfernt sind, wird es Zeit, sich zurückzuziehen. Wir stellen die Arbeit ein und kriechen zu dem Stützpunkt zurück.

Kaum sind wir dort angelangt, da zwingt ein neuer Feuerschlag die Bolschewisten in Deckung.

Zwei eigene Panzer rollen heran, um uns zu unterstützen. Während der eine in Feuerstellung geht und die Bolschewisten in Schach hält, rollt der zweite Panzer durch den Schnee in den Wald hinein und faßt den Gegner aus der Flanke. Mit seiner Kanone und seinen Maschinengewehren räumt er gewaltig auf. Die Feuerkraft der Sowjets ist gebrochen. Sofort gehe ich mit meinen ostpreußischen Pionieren wieder an die Arbeit. Plötzlich fällt uns ein, daß unser eigener Panzer über die Lage unserer Minensperre gar nicht unterrichtet ist und unter Umständen Gefahr läuft, auf unsere eigenen Minen zu fahren.

Während die Pioniere weiterarbeiten, gehe ich zu dem Panzer, der etwa fünfzig Meter vor uns steht. Ringsherum liegen die toten Bolschewisten. Mit der Maschinenpistole klopfe ich gegen den Turm und rufe, um nicht für einen Bolschewisten gehalten zu werden: „Hier deutscher Offizier! Wir haben hinter euch Minen verlegt. Ihr dürft nicht den gleichen Weg zurückfahren, auf dem ihr gekommen seid."

Der Kommandant ruft sein „Verstanden!" heraus.

Ich will mich auf den Rückweg machen, da taucht plötzlich hinter dem Panzer ein Bolschewist auf. Drei Meter ist er von mir entfernt und hat das Gewehr schon im Anschlag. Meine Maschinenpistole hat Ladehemmung! So werfe ich sie mit voller Wucht dem Bolschewisten an den Kopf und lasse mich im gleichen Augenblick rückwärts fallen.

Ein Schuß knallt. Auch der Gegner hat geschossen, aber ich bin nicht getroffen. Schon lädt der Bolschewist wieder durch. Wie der Blitz bin ich auf und springe vor dem Panzer in Deckung, dabei höre ich es hinter mir knallen — wieder vorbei! Verstohlen sehe ich um die Ecke des Panzers. Der Bolschewist geht gerade um die hintere Ecke des Kampfwagens. Ich lausche dem Geräusch seiner Schritte und gehe von der Vorderseite wieder auf die linke Seite des Panzers und warte. Unwillkürlich fällt mir ein Spiel ein, das wir als Kinder oft gespielt haben: Rund ums Haus! Auch da sind wir blitzschnell an den Hausseiten entlanggelaufen und haben uns an den Ecken belauert, allerdings, scharf geschossen wurde dabei nicht.

Schon nähert sich der Gegner der Vorderseite. Was soll ich tun? Irgendwie muß ich den Kerl bluffen. Da sehe ich den schwarzhaarigen Schädel — eine Kopfbedeckung hat er nicht — ein wenig über die Panzerkette an der rechten Vorderecke ragen. Jetzt müßte ich einen harten Gegenstand haben, um dem Bolschewisten den Schädel einzuschlagen. Einen harten Gegenstand ...? — Mein Stahlhelm!

Kurz entschlossen nehme ich ihn ab und werfe ihn mit aller Kraft über das vordere Ende des Panzers gegen den schwarzen Schädel. Getroffen! Vor Schreck feuert der Bursche sein Gewehr ziellos ab. Ehe er durchgeladen hat, bin ich heran und packe ihn mit den Fäusten. Er läßt sein Gewehr fallen und packt mich ebenfalls.

Jetzt bin ich ihm aber weit überlegen und zeige ihm, was gute ostpreußische Handschrift ist. Zwei zünftige Schläge — und der Bolschewist ist weich in den Knien. Der Panzerkommandant, der sich nicht erklären konnte, was draußen vorging, reicht mir jetzt auf meine Bitte seine Pistole heraus. Ich trete mit meinem inzwischen zahm gewordenen Gefangenen den Rückzug an. Zwanzig Schritt sind wir vielleicht gegangen, da fällt von feindwärts ein Schuß. Das Geschoß streift mich vorn, aber ich bin unverletzt. Glücklich komme ich mit dem Gefangenen wieder zum Stützpunkt. Als ich zur Skizzierung des Minenplans meine Kartentasche öffne, muß ich feststellen, daß meine Schreibstifte alle gleich lang geworden sind. Das Geschoß von vorhin hat sie alle in gleicher Höhe abgeschnitten. Ja, Schwein muß der Mensch haben — vor allem der Soldat. A.

Was wird aus mir?

BERUFSFRAGEN DER KRIEGSTEILNEHMER:
4. DER BEAMTE DES GROSSDEUTSCHEN REICHS

Von Reichsbeamtenführer HERMANN NEEF

Viele Tausende aus den Reihen der deutschen Beamtenschaft stehen heute an der Front. Daß ihre eigenen Wünsche für die Zukunft, die Sorge für ihr Fortkommen im Beruf und ihre Hoffnung, bald wieder in friedlichem Wirken für ihr Vaterland schaffen zu können, sie in solchen Stunden, wo ihnen ein wenig Ruhe bleibt, bewegen, ist selbstverständlich. Sie werden sich dann wohl die Fragen vorlegen: Was wird aus mir nach dem Kriege? Wieviel habe ich versäumt? Was wird für mich getan?

Um zu ergründen, welche Aussichten nach dem Kriege für den Beamtenberuf bestehen, muß man zunächst die bisherige Entwicklung betrachten.

Seit der Machtübernahme sind die Aufgaben des Staates auf allen Gebieten der Verwaltung ständig gestiegen. Auf die Wiederherstellung der Ordnung im Innern folgte der vollständige Neuaufbau der Verwaltung im Sudetenland und die Angleichung der Verwaltung der Alpen- und Donaugaue an die des Reiches. Daneben forderte die Sicherstellung der Ernährung unseres Volkes und der Versorgung der Industrie mit Rohstoffen sowie die Regelung der Fragen der Finanzierung und der Preisgestaltung eine immer stärkere Beteiligung des Staates an den verschiedensten Zweigen der Wirtschaft. Dann kamen die Erfolge der deutschen Waffen. In die alten deutschen Gebiete Danzig-Westpreußen und den Warthegau, in das Elsaß, in Lothringen und in Luxemburg zog wieder der deutsche Beamte ein. Und weiterhin folgte in den eroberten und besetzten Gebieten stets der Beamte unmittelbar dem Soldaten.

Es ist klar, daß bei dieser Entwicklung, die an den durch die vielen Einberufungen zahlenmäßig bedeutend verringerten Beamtenkörper die höchsten Anforderungen stellte, sich nun ein empfindlicher Mangel an Beamten bemerkbar macht. Er tritt ganz besonders an den Stellen in Erscheinung, die ein selbständiges, verantwortliches Handeln verlangen. Das hat dazu geführt, daß z. B. der Beamte des gehobenen Dienstes, also der Inspektor, Oberinspektor, Amtmann und Amtsrat, vielfach Aufgaben des höheren Dienstes, nämlich der Regierungsräte, Oberregierungsräte, Landräte usw., übernehmen mußte. Den im mittleren Dienst tätigen Beamten, beispielsweise den Assistenten und Sekretären, sind aus diesem Grunde vielfach Aufgaben des gehobenen Dienstes anvertraut worden. Also nicht nur ein erhebliches Mehr an Arbeitsleistung, sondern auch eine Steigerung der Arbeitsqualität mußte von allen Beamten verlangt werden.

Um dieses Ziel erreichen zu können, haben alle Behörden in den letzten Jahren ihre größte Aufmerksamkeit auf die Ausbildung des Nachwuchses gerichtet. Zur praktischen Ausbildung in den Dienststellen kam der theoretische Unterricht durch erfahrene Beamte. Ferner ist zu beobachten, daß immer mehr Zweige der Verwaltung dazu übergehen, Ausbildungsstätten zu schaffen, in denen sie ihre Beamten in geschlossenen Lehrgängen heran- und weiterbilden. So wird beiden Teilen gleichzeitig geholfen: der Behörde durch die Steigerung der Leistungen ihrer Beamten, dem Beamten durch die Schaffung von Aufstiegsmöglichkeiten.

Diese Möglichkeiten sind aber nicht nur vereinzelten Beamten gegeben, sondern sie sind förmlich als Grundsätze des neuen Staates verankert, und zwar in der auf Grund des Deutschen Beamtengesetzes von 1937 erlassenen Verordnung über die Vorbildung und die Laufbahnen der deutschen Beamten von 1939 sowie in den für die verschiedenen Zweige der Verwaltung erlassenen Ausbildungs- und Prüfungsordnungen. Der Einsatz von Beamten wird, wenn es an den wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas herangeht, wenn die durch den Krieg geschlagenen Wunden geheilt werden sollen und eine bessere friedliche Zukunft aufgebaut wird, noch um vieles größer sein.

Was wird für die zum Heeresdienst einberufenen Beamten schon jetzt getan?

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß dem Beamten die Erhaltung seiner wirtschaftlichen Existenz und der seiner Angehörigen durch die Weiterzahlung seiner Bezüge gesichert ist. Auch das Aufrücken im Besoldungsdienstalter nimmt genau so seinen Fortgang, als wenn er im Zivildienst stände.

Die Bezüge der Beamten im Vorbereitungsdienst, der außerplanmäßigen Beamten und der Beamten auf Probe sind durch besondere Bestimmungen so geregelt, daß den Kriegsteilnehmern keine materiellen Nachteile entstehen.

Der Reichsinnenminister als Generalbevollmächtigter für die Verwaltung hat im Einvernehmen mit dem Oberkommando der Wehrmacht bestimmt, daß bei allen Einstellungen, Anstellungen und Beförderungen die zum aktiven Wehrdienst Einberufenen nicht übergangen werden dürfen. In den Fällen, in denen Militäranwärter durch Vorlage einer Bescheinigung ihrer letzten militärischen Dienststelle nachweisen, daß sie im Zusammenhang mit dem Aufbau der Wehrmacht über eine Dienstzeit von 12 Jahren hinaus in der Wehrmacht haben Dienst leisten müssen, ist das allgemeine Dienstalter in der ersten Beförderungsstelle um die Zeit der über 12 Jahre hinaus abgeleisteten Wehrdienstzeit zu verbessern. Hierdurch ist also für die Militäranwärter nicht nur bei ihrer ersten Anstellung, sondern auch bei ihrer ersten Beförderung Vorsorge getroffen, daß ihnen durch die Teilnahme am Kriege kein Nachteil erwächst.

Bekanntlich sind den Militäranwärtern, den Anwärtern des Reichsarbeitsdienstes und den Versorgungsanwärtern alten Rechts die zu besetzenden Stellen des einfachen Dienstes zu 100%, die des mittleren Dienstes zu 90% und die des gehobenen Dienstes zu 50% vorbehalten. Nach einem Erlaß des Ministerrats für die Reichsverteidigung dürfen diese Stellen für die Dauer des besonderen Einsatzes der Wehrmacht nicht anderweitig mit Beamten besetzt werden. Geringe Ausnahmen hiervon sind nur dann möglich, wenn die Besetzung solcher Vorbehaltsstellen aus Gründen der Staatssicherheit geboten ist.

Für die Kriegsteilnehmer, die noch nicht Beamte sind, es aber nach dem Kriege werden wollen, ist die Möglichkeit geschaffen worden, sich schon jetzt für diesen Beruf zu entscheiden; denn sie können schon während ihrer Wehrdienstzeit zum Beamtenanwärter ernannt werden, sofern sie die Voraussetzungen der Verordnung über die Vorbildung und die Laufbahnen der deutschen Beamten vom 28. Februar 1939 erfüllen. Auch sie kommen sofort in den Genuß der für sie bestimmten Bezüge. Ihre Ausbildung wird bis nach ihrer Entlassung aus dem Wehrdienst zurückgestellt.

Diese Maßnahmen zeigen eindeutig den Willen der Staatsführung, dafür zu sorgen, daß alle Nachteile und Schäden, die den Beamten und Beamtenanwärtern, die jetzt Leib und Leben für die Größe Deutschlands einsetzen, durch ihre Abwesenheit von der Heimat entstehen könnten, von vornherein ausgeschaltet werden.

Die Beantwortung der Frage, wie die Aussichten für den Beamten nach dem Kriege sind, ist eigentlich in dem Vorhergesagten schon enthalten. Das Berufsbeamtentum, das, wie in der Einleitung zum Deutschen Beamtengesetz gesagt wird, einen Grundpfeiler des nationalsozialistischen Staates bildet, wird nicht nur in der Gegenwart, sondern noch weit mehr in der Zukunft vor Aufgaben von einer solchen Größe und Tragweite gestellt werden, wie sie die Vergangenheit noch nicht gekannt hat. Es gilt, nach dem Siege für die Ausfüllung der durch den Krieg gerissenen Lücken auf persönlichen und materiellen Gebieten, für die Fortsetzung des begonnenen Neuaufbaues und der Verschönerung unserer Heimat und darüber hinaus für die Sicherung und Erschließung des deutschen Lebensraumes die besten Kräfte der Nation zu mobilisieren. Darum wird gerade der jetzige Soldat nach dem Kriege in den Reihen der Beamtenschaft ganz besonders willkommen sein!

Aber nicht nur der fertige Beamte, der an seinen alten Arbeitsplatz zurückkehrt, sondern auch der vorwärtsstrebende junge Mensch, der sich erst jetzt dazu entschließt, Beamter zu werden, wird freudig aufgenommen. Auf ihn und seine Arbeit im Dienste am Volke legen die verantwortlichen Stellen den größten Wert. Die Erwartung, viele dieser Kriegsteilnehmer später in den Reihen der Beamtenschaft zu sehen, gründet sich darauf, daß der Staat Platz für jede Neigung und jedes Talent hat. Auf welchem Gebiet die besonderen Fähigkeiten des einzelnen auch liegen mögen, der Beamtenberuf kann ihnen zur Entfaltung verhelfen.

Ich möchte abschließend gerade an dieser Stelle sowohl den im Kriegseinsatz stehenden Beamten als auch jenen den Waffenrock tragenden Volksgenossen, die sich mit der Absicht des Eintritts in das nationalsozialistische Beamtenkorps tragen, zum Ausdruck bringen, daß ihrem späteren Werdegang nicht nur der Staat, sondern ebenso die Partei ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Das Hauptamt für Beamte als Dienststelle der Reichsleitung der NSDAP und die von mir geführte Einheitsorganisation des Reichsbundes der Deutschen Beamten werden nach dem Kriege in umfassender Weise alle Maßnahmen treffen und fördern, um dem Soldaten, der wieder in den zivilen Dienst tritt, in jeder Hinsicht den leistungsmäßigen Gleichschritt mit den übrigen Beamten und darüber hinaus die Stellung zu sichern, auf die er als Kämpfer für das größere Deutschland den ersten Anspruch hat.

USA-Landheer 1917 und 1941

Fortsetzung von Seite 7

Bis zum Jahre 1938 hatte sich das USA-Landheer nach der Demobilmachung des Weltkrieges wenig verändert. Die Kriegsflotte begann erst in den letzten Jahren ernsthaft, die nach den Verträgen von Washington 1922 und London 1930 zugelassenen Stärken an modernen Kriegsschiffen aufzuholen. Der Wehrhaushalt betrug für das Jahr 1938/39 rund 1,1 Milliarden, davon entfielen je die Hälfte auf Heer und Flotte. Der Wehrdienst war freiwillig. Das Heer bestand im großen gesehen aus der stehenden Armee, Angeworbenen mit längerer Dienstzeit (reguläre Armee), einer freiwilligen Miliz (Nationalgarde) und einem nicht im Dienst befindlichen Stock von etwa 5000 Offizieren und 135 000 Mann für den Mobilmachungsfall (organisierte Reserven). Gesamtfriedensstärke der regulären Armee 179 000, der Nationalgarde 205 000 Mann. Am 22. Juni 1940 wurde, worauf der Kriegshetzer Roosevelt schon längst hingezielt hatte, dem Militärausschuß des Senats ein Wehrpflichtgesetz vorgelegt: zunächst Eintragung aller Männer im Alter von 18 bis 65 Jahren in eine Stammrolle, Heranziehung und Ausbildung der 21- bis 45jährigen zum aktiven Militärdienst. Das bedeutete also die allgemeine Dienstpflicht mitten im Frieden. Für die Amerikaner eine unerhörte Neuerung.

Am 8. September 1940 bildete der Präsident ein Oberkommando der Wehrmacht unter seinem Vorsitz. Eine Basis für die Personalaufrüstung des Heeres schuf er sich dadurch, daß er noch im September erst den außerordentlichen Zustand, dann den beschränkten Notzustand erklärte, was ihn berechtigte, die Mannschaftsstärke zu erhöhen.

Die Verbesserung des Heeres wird angestrebt durch Fortbildung der Offiziere und der organisierten Reserven, neue Bestimmungen für den Gefechtsdienst und ganz besonders Modernisierung der Gefechtsgliederung.

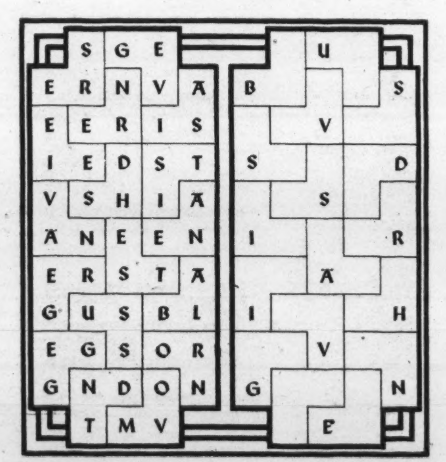
Bei der Seemacht ging die Aufrüstung auf Vergrößerung der Flotte und Vermehrung der Marine-, Luft- und Flottenstützpunkte.

Die Heeresluftwaffe sollte bis Juli 1940 um rund 23 650 Mann verstärkt werden. Im Januar brachte der Präsident einen Nachtragshaushalt zur Erhöhung der Mannschaftsbestände bei Heer und Marine ein. Im Februar/März genehmigte der Marineausschuß als Aufrüstung für die nächsten zwei Jahre an Neubauten 21 Kriegsschiffe, 22 Hilfskriegsschiffe, dazu eine Vermehrung der Marineflugzeuge auf mindestens 45 000 Flugzeuge. Anfang Oktober brachte die Tagespresse Mitteilungen darüber, wie hoch jetzt die Kosten des Aufrüstungsprogramms in den Staaten selbst geschätzt werden. Die bisherige Bewilligung betrug 60 Milliarden, wobei über das ursprünglich Vorgesehene hinaus schon 10 Milliarden durch Steigerung der Preise hinzugekommen sind.

Wie es um die Leistungsfähigkeit dieser rasch aufquellenden Wehrmacht stehen wird, kann man natürlich mit Sicherheit nicht sagen. Auf jeden Fall liegen drüben die Verhältnisse ganz anders, als sie bei uns bei Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht lagen. Es fehlt drüben das gewaltige Plus von ausgebildeten Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, das wir noch vom Weltkriege her hatten. Außerdem besaßen wir in den langdienenden Berufssoldaten des Reichsheeres und der Reichsmarine ein für diesen Fall mit vollem Bedacht im voraus geschultes, erstklassiges Rahmen- und Führerpersonal und jahrhundertealte Kriegserfahrung.

Der deutsche Soldat wird sich infolgedessen von den Rooseveltschen Zahlen nicht über Gebühr beeindrucken lassen. Vor allem aber wird bei ihm der Hinweis auf den ersten Weltkrieg und das damalige Eingreifen der Amerikaner nicht verfangen. Denn die Verhältnisse haben sich seitdem völlig geändert. Es zieht sich keine Westfront mehr durch Flandern und Nordfrankreich, an die die Amerikaner ihre Truppenmassen werfen könnten. Die deutsche Wehrmacht beherrscht vielmehr die gesamte Küste vom Nordkap bis zur spanischen Grenze und verfügt damit über die breiteste Basis für ihre Kriegsmarine und Luftwaffe. In einem halben Jahre haben die deutschen U-Boote bereits den amerikanischen Schiffsraum so treffen können, daß in der amerikanischen Kriegswirtschaft ernste Schwierigkeiten entstanden sind.

Ein **rätselhaftes** *Buchstaben-Mosaik*



Die in der linken Figur durch Umrandung abgegrenzten Buchstabengruppen sind auf gleichgestaltete Felder der rechten so zu übertragen, daß die Buchstaben nunmehr — von links oben an zeilenweise gelesen — ein Wort von Hölderlin ergeben. In der rechten Figur sind einige Buchstaben bereits eingesetzt, um die Lösung der Aufgabe zu erleichtern.

Buchstaben-Tauschen

Seife — Verdun — Jaguar — Spalier — Flotte — Kiel — Lilli — Sieg — Heilung. In jedem der vorstehenden Wörter ist ein Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die neuen Buchstaben nennen, fortlaufend gelesen, einen Schlachtenort 1813.

Plus — Minus

Die Wörter „Kanzel" und „Schuh" haben 10 verschiedene Buchstaben, diese sollen durch die Zahlen 1—0 ersetzt werden, und zwar in der Weise, daß man bei der Addition

```
  Kanzel
+   Schuh
  ------
  538361
```

als die Summe die Zahl erhält.

Subtrahiert man aber

```
  Kanzel
–   Schuh
  ------
  502625
```

so erhält man als Differenz. Haben Sie die richtigen Zahlen gefunden, so ergibt die Zahlenreihe 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0, wenn man dafür die entsprechenden Buchstaben einsetzt, ein Gebäck.

Zusammengefügt

Das Universum nehme man,
Füg' eine Arbeitseinheit dran;
Ein Zeitbegriff folgt dann, doch ohne Fuß,
Und eine Zahl, die kopflos ist, zum Schluß.
Nun steht vor euch das Lösungswort:
Ein Ausdruck ist's beim Boxersport.

Immer das Gegenteil

Verneinung — Vorgesetzter — Einzelgesang — Fremde — Verschwendungssucht — Tal — Regel — Zivilkleidung — Überfluß.

Zu jedem der obenstehenden Wörter ist das Gegenteil zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen, fortlaufend gelesen, einen immergrünen Strauch.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

Ein rätselhafter Stern: 1—2 Eifel, 3—4 Selen, 5—6 Feuer, 7—8 Regie, 9—10 Nizza, 11—12 Ozean, 13—14 Bauer, 15—16 Aegir. — Flugzeug.

Wer weiß es?: 1. Torso, 2. Ibis, 3. Niflheim, 4. Tirpitz, 5. Eiffelturm, 6. Nessler, 7. Fiaker, 8. Indianer, 9. Scharnhorst, 10. Cervantes, 11. Harpune. — Tintenfisch.

Bilderrätsel: Von der Defensive zur Offensive.



DER KAKTUS

Von Hauptmann MAX KARL BÖTTCHER



Zeichnung: Gefr. Herbert Thiele

Die Kompanie befand sich auf dem Vormarsch. In dem kleinen Orte Djaikowze bezog abends ein Zug der Kompanie enge Quartiere, während der Kompanietrupp und der zweite und dritte Zug noch bis Litin zu marschieren hatten. Der Gefreite Grundmann hatte im letzten Augenblick vom Spieß noch eine dicke Zigarre gefaßt, weil er sich eigenmächtig und ohne Befehl Marscherleichterung zugebilligt hatte. Darüber war der gute Grundmann recht ergrimmt, wenn auch ganz zu Unrecht. Zu der trostlosen Panjebude, die ihm mit den Kameraden seiner Gruppe zugewiesen worden war, gehörte auch ein Stück Gartenland, fette, schwarze Erde. Grundmann und sein Spezi, der Alois Achenreuther, strolchten durch den Garten und taten sich an mancherlei saftigem Gemüse gütlich.

Da fand Grundmann eine Gurke, stramm und ansehnlich, die einer bestimmten Kakteenart verblüffend ähnlich geformt war. Der Gefreite schnitt sie ab und sagte zu Achenreuther: „Mensch, Alois, das ist ja ein Kaktus!"

„Könnte einer sein, wenn das Ding Stacheln hätte."

„Klar hat sie Stacheln! Gib acht, Alois!" Er sprang über die niedrige Bretterplanke zum Nachbargarten, in dem eine verkrüppelte Fichte ihr trauriges Dasein fristete. Davon schnitt er ein paar Zweige ab und begann, die Fichtennadeln einzeln in die grüne Schale der Gurke zu stecken und sie so „stachelicht" zu machen. Dann suchte er nach einer Konservenbüchse, die er mit Erde füllte. Die Gurke steckte er nun aufrecht in die Erde — und tatsächlich, die Täuschung war verblüffend: die Gurke sah einem Kaktus zum Verwechseln ähnlich. Aber Grundmann war noch keineswegs befriedigt. Er hatte gestern mit der Post einen Brief erhalten, dessen Umschlag mit lila Seidenpapier gefüttert war. Das trennte er vorsichtig heraus und formte mit Geschick zwei wundervolle Blütenkelche, die er zwischen die Stacheln des Kaktus schob und mit Stecknadeln befestigte.

„Na, ist das nun ein seltener Kaktus oder nicht?" fragte er schmunzelnd die Kameraden.

„Und was soll dieser Unsinn? Schade um die schöne Gurke! Fressen wir sie lieber!" meinte einer.

„So siehst du aus, Kunze! Was du siehst, willst du fressen!" lachte Grundmann und fuhr mit verschmitztem Lächeln fort: „Ich wette tausend zu eins, daß unser Spieß heute abend nochmals per Rad in unser Schietkaff kommt, um zu kontrollieren, daß seine Kinder keene Dummheiten machen!"

„Na — und?" fragte Müller zwo.

„Mensch, sei nicht so doof. Ihr wißt doch alle, unser Spieß ist ein großer Kaktuszüchter vor dem Herrn, und da möcht ich unserm Hauptfeldwebel eben mal meinen Kaktus zeigen und fragen, zu welcher Sorte von Kakteen er gehört."

„Du, daß dir das man jut bekommt?!" warnte Krause. Gegen Abend traf in der Tat der Spieß auf seinem Dienstrade in Djaikowze ein und kümmerte sich um Unterbringung und Verpflegung seiner Leute. Den unechten Kaktus sah er leider nicht, obgleich ihn Grundmann so recht parat gestellt hatte. Aber als der Spieß wieder auf sein Rad kletterte, pirschte er sich an ihn heran und meldete stramm: „Bitte Herrn Hauptfeldwebel melden zu dürfen, daß ich in meinem Quartier einen ganz seltenen Kaktus entdeckt habe!"

„Das ist nun wieder nett von Ihnen, Grundmann, daß Sie da an mich gedacht haben, leider habe ich jetzt keine Zeit mehr, aber bringen Sie mir bitte morgen den Kaktus mit nach Litin, wo sich Ihr Zug der Kompanie anschließt!"

„Zu Befehl, Herr Hauptfeldwebel!"

Der Spieß radelte los und traf zwischen den beiden Orten auf den Bataillonskommandeur, der sich um die Unterbringung seiner Kompanie kümmern wollte.

„Na, Hauptfeldwebel, was machen Ihre Leute in Djaikowze?"

„Unterbringung mäßig, Herr Hauptmann, aber es ist halt Krieg! Und dabei möchte ich Herrn Hauptmann gleich melden, daß der Gefreite Grundmann vom ersten Zug in seinem Quartier in Djaikowze einen seltenen Kaktus entdeckt hat! Soviel ich gehört habe, sind doch Herr Hauptmann ein großer Kakteenforscher."

„Nun, etwas verstehe ich schon davon, mein Guter! Und haben Sie die Pflanze sicherstellen lassen?"

„Jawoll, Herr Hauptmann, der Gefreite Grundmann bringt sie mit nach Litin."

„Gut, und morgen sehe ich mir den Kaktus mal an. Ich fahre jetzt nach P. zurück und komme morgen nach Litin."

Aber unterwegs kam dem Kommandeur noch die Sorge an, daß der Kaktus verlorengehen könne, und so rief er in Djaikowze an und bat, den Gefreiten Grundmann vom ersten Zug an den Fernsprecher zu holen. Der Melder von der Ortskommandantur hatte nach einiger Mühe den Gefreiten Grundmann ausfindig gemacht und platzte in die Panjebude mit dem Rufe: „Gefreiter Grundmann soll an den Fernsprecher kommen!"

„Ich? Dir haben sie wohl die Birne vergast, wer braucht schon mich?"

„Nun komm schon, Mensch, bissel dalli, bitte!"

Kopfschüttelnd kurbelte Grundmann an und meinte unterwegs: „Da will mich sicher irgendein Kamerad veräppeln! Wahrscheinlich der Knobloch Franz vom zwoten Zug in Litin, aber dem will ich in die Suppe spucken!" Und nun am Telephon: „Knobloch, du Armleuchter, mich kannst du nicht auf den Arm nehmen, noch ehe ich deine liebliche Saufstimme vernommen habe, weiß ich, daß du es bist! Deine Art Witze kennen wir, die haben ja einen kilometerlangen Bart. — Wat denn, wat denn? Hauptmann willst du Rabenaas auf einmal geworden sein? Wat, und Bataillonskommandeur noch obendrein? Quatsch mich bloß nicht von der Flanke an, so'n ausgepichtes Frontschwein wie mich kannst du nicht auf den Rollmops laden, doofer Maikäfer, und nun schmeiß dich auf deinen Flohsack und passe auf, daß dir keene Wanze zwischen die Zahnlücke kommt!"

Sprach's und krachte den Hörer hin.

Der Bataillonskommandeur gehörte zu Grundmanns Glück zu jener Sorte von Vorgesetzten, die Sinn für Humor haben, und so lachte der Hauptmann über den Erguß des Gefreiten so herzlich, daß ihm das Wasser aus den Augen lief, dann fuhr er nach Djaikowze, nahm sich von der Ortskommandantur den Melder mit, der vor einem halben Stündchen den Gefreiten Grundmann an den Fernsprecher geholt hatte, und trat nun zur nicht geringen Überraschung der Mannschaften in die Panjebude ein. Dem guten Grundmann wäre zweifellos der Hut hochgegangen, wenn er einen aufgehabt hätte.

„Heil, Soldaten!" rief der Kommandeur.

„Heil, Herr Hauptmann!"

Der Stubenälteste meldete: „Unterkunft belegt mit einem Unteroffizier und neun Mann."

„Danke, rühren! Wer von Ihnen ist der Gefreite Grundmann?"

Jetzt schlägt's ein! dachte Grundmann und meldete stramm: „Hier!"

Der Kommandeur besah sich den frischen Jungen, dem der Schalk nur so aus den Augen leuchtete, und freute sich der zackigen militärischen Haltung des Gefreiten, dann sagte er: „Ich wollte Ihnen nur sagen, Grundmann, daß ich weder Knobloch heiße noch eine Saufstimme habe und mich auch nicht zu den doofen Maikäfern rechne!"

„Ich bitte Herrn Hauptmann um Verzeihung, aber . . ."

„Geht in Ordnung! Spaß muß sein, und im Felde mehr denn je! Und nun zeigen Sie mir bitte den seltenen Kaktus."

„Ka . . Ka . . Kaktus? Welchen Kaktus, Herr Hauptmann?"

„Sie müssen wissen, daß ich ein fanatischer Kaktusfreund bin, und da mir Ihr Hauptfeldwebel, den ich unterwegs traf, meldete, Sie hätten in Ihrem Quartier ein besonders interessantes Exemplar gefunden, wollte ich Ihnen durch Anruf sagen, diesen Kaktus ja sorgsam zu hüten. Nun ist mir leider" (der Hauptmann lächelte verstohlen) „das Ferngespräch mit Ihnen nicht restlos geglückt, deshalb komme ich nun hierher. Also zeigen Sie mir den Kaktus!"

Verlegen schob sich Grundmann zum Fensterstock und brachte den Konserventopf mit der eingepflanzten Gurke hervor. Der Hauptmann, der in der eingetretenen Dämmerung die Pflanze nicht gut erkennen konnte, sah nur die lila Blüte und stieß ein erstauntes „Ah!" aus.

„Nix ah, Herr Hauptmann!" platzte Grundmann heraus, „dieser Kaktus ist gar kein Kaktus, sondern eine getarnte Gurke!" Und er hielt dem Kommandeur die Attrappe hin. Der Hauptmann wußte nicht, sollte er lachen oder wütend loswettern. Er nahm den falschen Kaktus in die Hand, und weil er ihn so naturgetreu und bewundernswert täuschend hergerichtet fand und, wie bereits oben erwähnt, Sinn für Humor hatte, entschied er sich für das Lachen. Und alles in der dreckigen Panjebude griente und grinste mit.

„Sie sind ein verflixter Kerl, Grundmann! Da haben Sie mich aber schön hereingelegt! Aber zur Strafe essen Sie jetzt den Kaktus auf!" Und es blieb dem Gefreiten nichts anderes übrig, als unter dem Gelächter seiner Kameraden die Riesengurke mit Stumpf und Stiel zu verschnabulieren. —

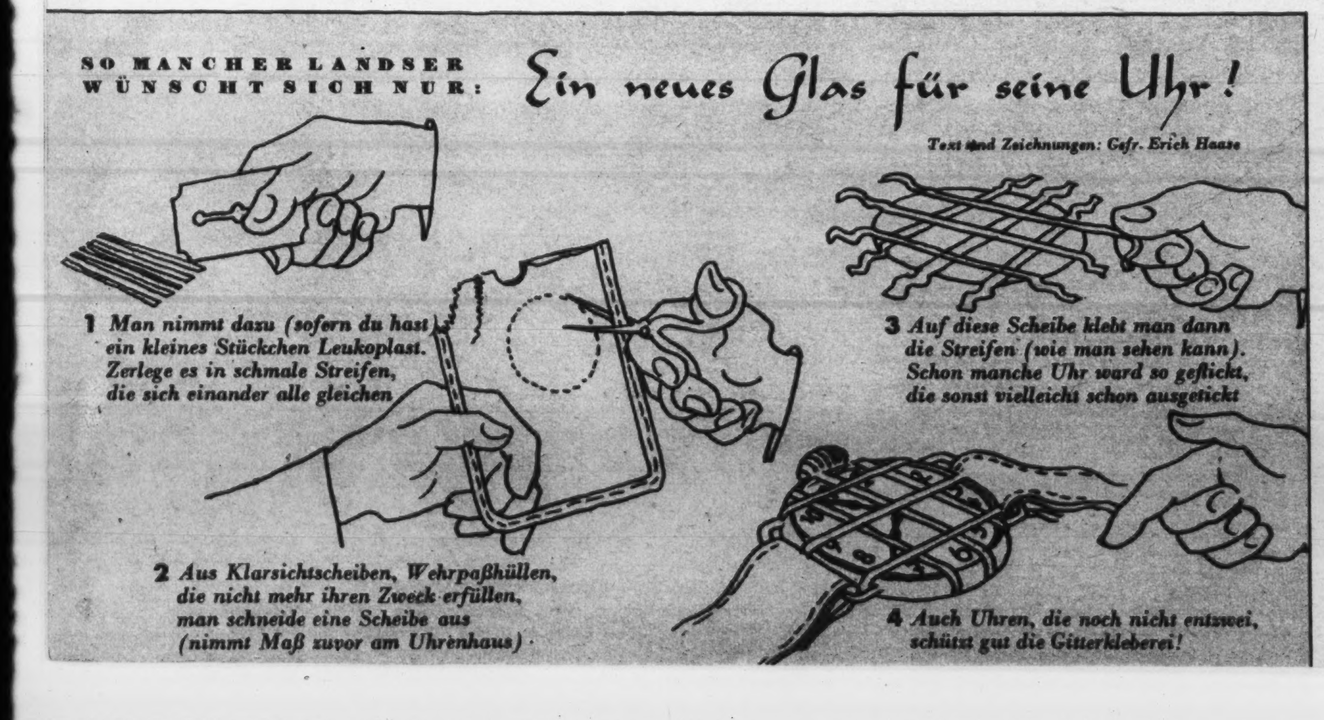
Am anderen Morgen wartete der Spieß bereits auf den in Litin einmarschierenden 1. Zug der Kompanie.

„Wo ist der Kaktus, Grundmann?" rief er dem Gefreiten schon von weitem entgegen. Grundmann stand stramm und meldete: „Aufgefressen, Herr Hauptfeldwebel . . ."

„Aufgefressen? Mensch, Ihnen ist wohl nicht ganz gut?"

„Ist mir auch nicht, Herr Hauptfeldwebel, das Dings war arg groß und ist mir auf den Darm geschlagen!"

Der Hauptfeldwebel warf ihm einen fürchterlichen Blick zu und wandte sich ab und murmelte vor sich hin: „Ukrainische Krankheit! Hinten kracht's und im Koppe surrt's!" Und dem Sanitätsdienstgrad, der gerade über den Weg lief, rief er zu: „He, Pflasterkasten, kümmern Sie sich mal um den Gefreiten Grundmann, bei dem bricht's aus!"

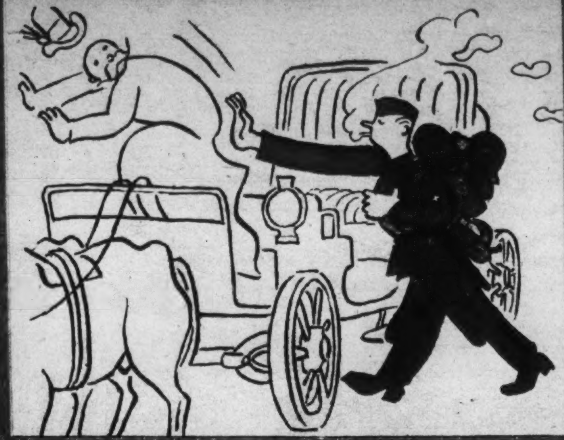


Urlaub auf Probe!

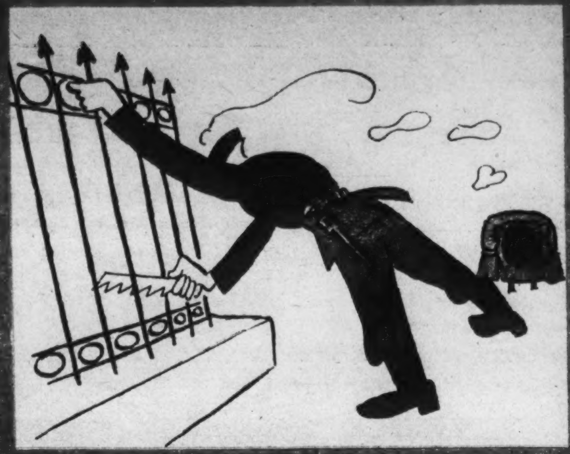
„Bei uns wird das Wort ‚Humor' groß geschrieben, d. h. wir besitzen ihn und lassen ihn uns durch nichts nehmen. Er ist die beste Waffe gegen alles, was diesem und jenem von uns manchmal das Leben sauer zu machen droht. Daß es an dem ist, ich meine, daß der Humor bei uns blüht, seht Ihr aus beiliegender Einsendung."

(Aus einem Brief von der Ostfront.)

Das Regiment schickte den Oberschützen Alois Hinterhuber aus Großtupfingen auf Probe-Urlaub, um festzustellen, ob der im Osten seit fast zwölf Monaten eingesetzte Soldat noch urlaubsfähig sei. Alois fuhr also freudig grinsend los und stieg nach langer Fahrt am 9. Mai auf der Station Großtupfingen aus. Über sein erstes Auftreten berichtet der Polizeiwachtmeister Obacht:



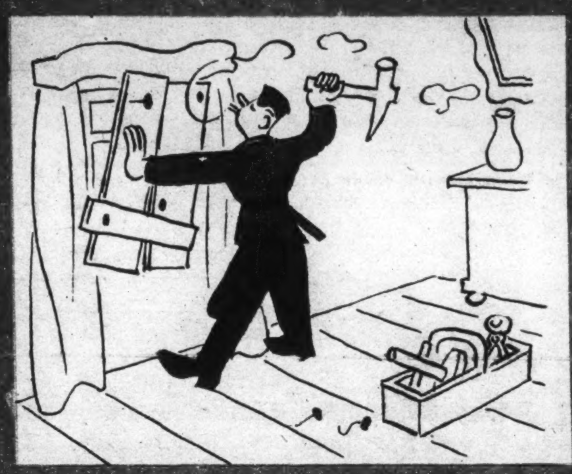
1. Der oben angeführte Hinterhuber näherte sich mit dem üblichen Urlaubergepäck dem hier wohnhaften Kutscher Dünnbier. Er stieß den mit seiner Pferdedroschke vor dem Bahnhof wartenden D. mit den Worten „Endlich ein Panjewagen" vom Bock, setzte sich auf denselben und fuhr solchermaßen in seine Wohnung.



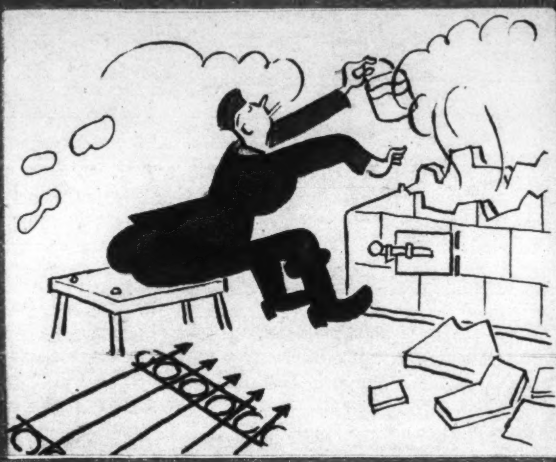
2. Unterwegs nahm sich der Hinterhuber folgende Gegenstände mit: 1. zwei Petroleumlampen von einem Baugerüst, 2. zwei Kehrichteimer, und sägte schließlich einen schönen Zaun ab, selbigen lud er auf das mit „Panjewagen" benamste Gefährt und fuhr freudigen Gesichts durch unsere friedliche kleine Stadt.



3. Zu Hause begrüßte er seine Frau mit den Worten: „Maruschka, jetzt werden wir erst mal anständig Quartier machen!" Den Kindern schenkte er mitgebrachtes „Spielzeug", d. h. eine Tellermine, eine Streichholzschachtel, die mit kleinen linsenförmigen Käferchen gefüllt war, und ein paar Eierhandgranaten.



4. Hierauf vernagelte er die Fenster mit ungleichmäßig und schief gesägten Brettern, riß alle Bilder von den Wänden, nahm das Sofa auseinander, riß die Tapeten ab und leuchtete mit der Taschenlampe in jeden Winkel. Er bemerkte dabei, daß er die Nacht über Ruhe vor den verfluchten Tierchen haben wolle.



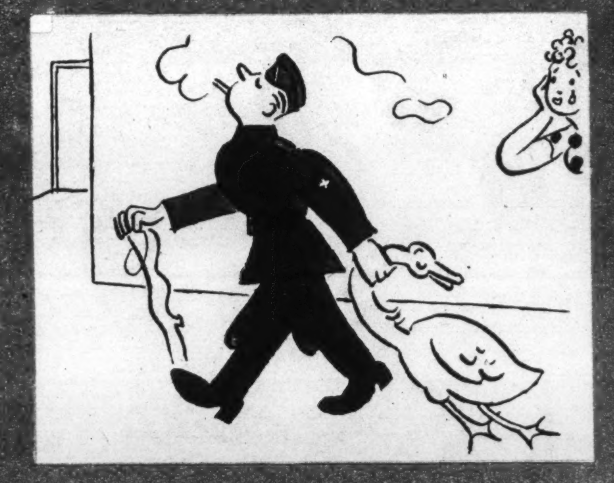
5. Als die Zeit zum Abendessen nahte, haute er den Ofen ab, legte den Zaun als Rost über das offene Feuer und benutzte die Schublade des neuen Tisches als trockenes Brennholz. Dann röstete er sich in einer leeren Konservenbüchse Bratkartoffeln und aß danach mit Behagen ein Pfund rohe Zwiebelknollen.



6. Er weigerte sich danach, seinen Platz im Ehebett einzunehmen, da er dort das Vorhandensein von Ungeziefer befürchtete. Er legte sich Stroh auf den Tisch, breitete seine Zeltbahn darüber und schlief, ohne sich auszukleiden, selig ein. Vorher hatte er die Füße des Ehebetts in kleine Blechbüchsen mit Petroleum gestellt.



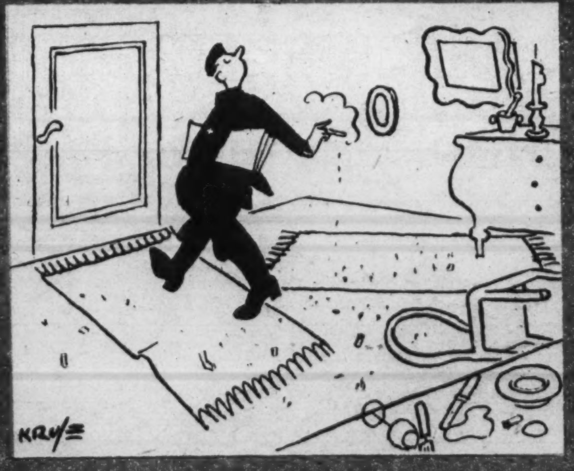
7. Am anderen Morgen fand die Ehefrau Hinterhuber ihren Alois in einem Kochtopf seine Füße waschend vor. Die Darreichung größerer Wassermengen lehnte Hinterhuber mit dem Bemerken ab: „Wasser ist knapp, und man muß äußerst sparsam damit umgehen. Das habe ich draußen in Rußland bestens kennengelernt."



8. Als die Hinterhubern ihren Mann bat, für das Mittagessen einzukaufen, ließ er Geld und Lebensmittelmarken unberührt, nahm einen Stock und entfernte sich. Nach einer Stunde kehrte er mit einer Gans zurück. Auf die Frage, woher er die Gans habe, gab er das hierorts unbekannte Wort „Kolchos" zur Antwort.



9. Abends war der Hinterhuber bei Dicklichs eingeladen. Er tat ganz ungeniert, so, wie er es gewohnt war, leckte den Löffel blank und sagte: „Na, was gibt's heute hier zu futtern?" Hierauf kratzte er sich mit der Gabel auf dem Kopf und meinte selbstzufrieden: „Heute fühl ich mich mal wieder sauwohl!"



10. Nach dem Essen stand er plötzlich auf und verschwand mit einem Stoß neuester Zeitungen unter dem Arm. Wohin er ging, war stets einwandfrei festzustellen, denn er hinterließ eine sichtbare Spur von Asche und Zigarettenstummeln, besonders auf den guten Teppichen, die er vorzugsweise gründlich „belegte".

Der Bericht des obengenannten Polizeiwachtmeisters zieht sich noch über Seiten hin. Leider sind wir nicht in der Lage, diese an dieser Stelle auch nur auszugsweise wiederzugeben. Es steht jedenfalls fest, daß nach diesem Bericht Hinterhuber, der auf Probe-Urlaub geschickt wurde, einer negativen Beurteilung anheimfiel.

... und die Moral von der Geschicht'...

„Deshalb sollte", so heißt es im weiteren Verlauf des Berichts, „der Urlaub nur nach gründlicher Umschulung und nach Absolvierung von Sittenkursen gewährt werden."

Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel, Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht. Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 383 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Hoff (z. Z. im Wehrdienst), i. V.: Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin.



Ilse Werner an Euch!

...ganz anders, als die meisten sich vorstellen. In harter Arbeit schaffen wir von morgens früh bis spät in die Nacht, damit sich vor allen Dingen die Soldaten draußen an unseren Filmen erfreuen können. Und wenn es mal so „richtig dick“ gekommen ist, dann pfeif ich mir ein Lied, und dann geht es wieder. So bleibt mir nur wenig Zeit für mein Steckenpferd, das Schmalfilmen, aber es macht viel Spaß, selbst kleine Filme zu drehen und sie sich oder seinen Bekannten vorzuführen.

So grüße ich denn alle Soldaten und bin Ihre Ilse Werner

1 So fährt Ilse Werner am Morgen zum Atelier in die Ufastadt

2 Diesmal aber nicht, um gefilmt zu werden, sondern um selbst zu filmen

3 Ihre Schmalfilmkamera erfaßt eine ulkige unfreiwillige Szene oder . . .

4 . . . „umsurrt“ den hübschen Kopf einer jungen Kollegin in einer kurzen Drehpause

5 „Am liebsten aber filme ich Kinder“, erzählt uns Ilse, „denn sie sind die lustigsten Schauspieler“

6 „Zu Haus schneide ich mir meine Schmalfilme selbst zusammen und habe viel Spaß daran!“